

Sonntags = Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Der Karlsberg.

Ein kultur-geschichtlicher Roman in vier Abtheilungen von Ernst Pasqué.

(Fortsetzung.)

Der junge Mann wußte im Grunde nicht, um was es sich handle; so oft er auch auf dem Wege seine Begleiterin gefragt, wohin sie ihn führe, was ihr Thun bezwecke, Jana hatte nur kurz geantwortet: es gelte ihrem Kind, Elsa, die Henry nach seinem eigenen Geständnisse geliebt und die er, wenn sie auch schwer gefehlt, doch gewiß vor einer drohenden Gefahr bewahren wolle. Die Wahrheit dieser Worte fühlte der arme junge Mann nur zu gut; wohl hatte er sie geliebt! und wenn Elsa sich auch an seinem Herzen versündigt, so war die Liebe darin zu ihr, wie er sie vor ihrem Fehltritte gekannt, noch immer mächtig wie früher, wenn jetzt auch nur Schmerz verbrettend. Welches Unheil ihr drohte, wußte, ahnte er nicht, ebensowenig, wie er sich zu erklären vermochte, wodurch sie es heraufbeschworen.

Die eigentliche Eingangsthür des Hauses war bald erreicht, durch die Scheiben des oberen, durchbrochenen Theiles derselben schimmerte ein schwacher Lichtschein. Jana öffnete vorsichtig, leise, und nun traten sie in den Flur. Ein jäher Schreck hemmte die Schritte, denn die tiefe Stille und Dede des Ortes mit den schwarzbehangenen Wänden und Treppen, die so matt brennenden Wachslichter auf den silbernen Leuchtern wirkten mehr als unheimlich. Es war, als ob man das Reich des Todes selbst, ein riesiges, düstres Grab betreten.

Jana athmete hörbar und das Herz Henry's zog sich in der Brust zusammen, wie erdrückt von einer nahenden unbekanntem, doch furchtbaren Gefahr.

Eine Thür des Flures stand weit offen, tiefdunkel war der Raum, zu dem sie führte. Auf einen Wink Jana's hatte einer der Zigeuner eine brennende Kerze von der Wand

herabgenommen und leuchtete in das Zimmer hinein. Jana und Henry folgten. Es war ein langes, leeres Gelaß; auch hier mußten Kerzen gebrannt haben, doch hatte die Flamme sie alle bis zum letzten Rest verzehrt, wie die vielen Wachs-tropfen auf den Möbeln, dem Boden kündeten. An einem Ende des Zimmers stand ein Bett, dessen Vorhänge weit zurückgeschlagen, dessen Decken und Kissen in Unordnung waren. Es sah aus, als ob es erst vor kurzer Zeit verlassen worden wäre. Weiter fand sich nichts.

Ein Blick genügte, „voran!“ flüsterte Jana, und wieder ging es den Flur zurück. Hier säumte die Zigeunerin einen Augenblick. In der Tiefe des Flures befand sich die Mündung des Ganges, der in das Schloß leitete, doch dies konnte nicht der Weg der Suchenden sein, er führte die schwarz-belegte und so unheimlich beleuchtete Treppe hinauf. Jana fühlte dies, und dennoch zögerte ihr Fuß, die erste Stufe zu betreten. Auch ihr Herz empfand mit entsetzlichem Bangen, daß der Augenblick der Gewißheit, der Entscheidung, nahe sei.

Ein kurzer Kampf, dann begann sie die Treppe zu ersteigen, doch stürmte sie jetzt auch schon die Stufen hinauf, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, leuchtend wie ein wundgehetztes Wild. Schon hatte sie die Saalthür erreicht, diese wich ihrem Drucke, flog auf, und mit einem unterdrückten Schreckensruf starzte Jana in den großen, schwarz-behängten Saal, dessen Enden im Dunkel lagen, während nur eine Stelle dort, wo das Ruhebett mit der Leiche stand, hell beleuchtet erschien.

„Hanoscha — todt!“ kreischte Jana im folgenden Augenblicke und stürzte auf die Todte zu, vor der Wahre niedersinkend — denn sie hatte das blutleere Gesicht erkannt, als

ihr Ebenbild erkannt, wie sie einstens gewesen, und auch die goldene Münze, die ihr entfallen und die sie nun auf dem Halbe ihres todten Kindes wiederfand.

Henry, der Jana nachgeilt, betrat in diesem Augenblicke zusammenfahrend den düsteren, öden Saal. Er wollte auf die erschelte Stelle zu, wo die Zigeunerin am Boden kauerte, als diese plötzlich einen gräßlich klingenden Schrei ausstieß und mit der einen Hand dem Näherkommenden zurückwinkte.

Die unglückliche Mutter hatte den Kopf ihres im Tode wiedergefundenen Kindes an ihr lauschlagendes Herz pressen wollen und — entsetzlich! — dabei erfahren müssen, wie man die Aermste gestraft. Halb wahnsinnig durch die furchtbare Entdeckung, hatte sie doch noch so viel Bewußtsein behalten, um ihrem Begleiter zu bedeuten, zurückzubleiben, ihm den gräßlichen Anblick zu ersparen.

Doch es war zu spät gewesen. Henry hatte nur zu rasch den Körper Elsa's, vor dem die Mutter kniete, entdeckt — erkannt, und mit fliegender Hast war er darauf zugestürzt. Jetzt sah auch er, was geschehen. Wie ein vernichtender Schlag durchzuckte es sein Hirn, seine Glieder; er wollte aufschreien, doch seine Stimme war gelähmt, vor seinen Augen war es Nacht und die Sinne vergingen ihm. Er taumelte zurück, einige Augenblicke haltlos hin und her, dann fiel er mit aller Gewalt zur Seite des düsteren Lagers nieder.

Jetzt entrang sich ein leiser, wimmernder Wehgeschrei dem Munde des Bewußtlosen, dann ward es wieder stille, und als ob der Tod auch hier ein Leben getroffen, blieb die Gestalt auf dem schwarzen, blutbesleckten Tuche des Bodens liegen.

Die Mutter achtete des Vorfalles nicht, sie vermochte es nicht, denn der Schmerz, der entsetzliche, der in ihrem Herzen eingekehrt, war zu gewaltig selbst für ihre Kräfte gewesen, er hatte ihr Fühlen und Denken überwältigt, in seine peinigenden Banden geschlagen und sie für alles Andere unempfindlich gemacht.

Das unsägliche Weh schien ihre ganze Natur verwandelt zu haben; ihre wilde Energie, ihr tiefer Haß mußten vor dem furchtbaren Erlebnis verschwunden sein, denn ihr Mund fand keine Verwünschungen, keine Flüche mehr, doch dafür ihr Auge, was ihm bisher fremd geblieben: Thränen!

Da wurden draußen auf der Treppe Schritte vernehmbar, hastig schienen sie sich dem offenen Eingang des Saales zu nähern.

Es war Destner.

Ein scharfer Ritt hatte ihn nach der Eremitage zurückgebracht. Hier fand er zu seinem Erstaunen, das bald in Schrecken überging, das äußere Einlaßpörtchen geöffnet. Er durchschleifte den Hof, und auch die Thür des Hauses öffnete sich bei dem ersten Drucke auf die mächtige Klinke! In dem düsteren Flur war es stille, doch oben glaubte sein geübtes Ohr ein leises, wehes Wimmern zu hören. Entsetzt faßte den Mann mit dem harten Herzen, doch trieb es ihn zugleich unwiderstehlich die Treppe hinan, und rasch, in fieberhafter Eile, erstieg er die Stufen.

Jetzt erschien er in der offenen Thür des Saales.

Ein Blick, und Destner erkannte Jana, die vor der

verhassten Todten am Boden lag und weinte. Eine zweite Gestalt, einen Mann, sah er neben dem Lager regungslos auf dem schwarzen Teppich liegen. Noch hatte er sich nicht die Frage vorgelegt, was während seiner Abwesenheit geschehen, was das Thun Jana's bedeuten könne, da wandte letztere den Kopf.

Ein gellender Schrei entfuhr ihrem Munde, denn sie hatte Destner gesehen und erkannt. Zugleich war sie vom Boden emporgeschleunigt, doch der nächste Augenblick schien die gewaltsame Bewegung wieder besiegt zu haben, denn hochaufgerichtet, regungslos schaute sie Destner entgegen und mit ihrer tiefen Stimme, die ein eigenthümliches Beben, wie gewaltsam zurückgehaltener Wuth, durchzittert, sprach sie langsam, fast leierlich:

„Hanosch Destero — hierher! — Vor der Todten höre, was ich Dir noch zu sagen habe.“

Der Forstmeister, welcher bei der Nennung seines alten Zigeuernamens zusammengefahren, folgte unwillkürlich dem Befehle. Wie von einem entsetzlichen Grauen erfaßt und getrieben, näherte er sich Schritt vor Schritt der verhängnißvollen Stelle.

Plötzlich trat Jana auf ihn zu, faßte ihn am Arm und zog ihn mit gewaltiger Kraft zu dem Lager, vor die Todte hin. Auf diese deutend, sprach sie in ihrer früheren Weise, nur wurde der Fluß ihrer Rede immer lebendiger:

„Dies also war das Schauspiel, zu dem Du mich geladen?! Ein Weib — enthauptet, wie der größte der Verbrecher. Ein armes Kind, das Du — der Schande überliefert, das Du Deinem elenden Herrn in die Arme geworfen, um es jetzt, zertreten, verhöhnt, zu einem solchen furchtbaren Tode zu verdammen! — Kennst Du das Weib, welches hier todt vor Dir liegt? — Kennst Du Dein Opfer, Hanosch Destero?“

Dem Forstmeister, sonst so kalt und gefühllos, schien die volle Bestimmung abhanden gekommen zu sein. Er starrte, keines Wortes mächtig, die Sprecherin an. Dann fuhr diese mit erhöhter Stimme fort:

„Ich will Dir sagen, wen Du entehrt — dann getödtet hast! — Dein Ahnen täuschte Dich nicht, als Du vor wenigen Monden in der Nacht mein Zelt aufsuchtest, um mich — über unser Kind zu befragen. Du hast es gefunden und seinem Schicksale entgegengeführt. Freue Dich — oder zittere, weine, wenn Du es vermägst — die hier durch Dich gemordet vor Dir liegt, ist Dein Kind — ist unsere Hanoscha!“

Jetzt gewann die Gestalt Destner's wieder Leben. Aufzuckend, die Hände wie abwehrend von sich streckend, schrie er auf:

„Du lügst, Heze! — willst mich durch Deine Worte foltern. Die Glende, welche ihrer gerechten Strafe erlag, ist das Kind des alten Försters Dümmler. Sage, daß Du lügst — oder —“

„Ich lüge nicht!“ unterbrach Jana mit einer mächtigen Bewegung den fast Sinnlosen. „Die alte Wscha legte unser Kind dem Förster vor die Thür, der es aufnahm und Elsa nannte. Doch hebe Dich hinweg von dieser Stelle,“ fuhr sie mit wachsendem Grimm fort; „berge Dich vor Deinen Gedanken, wenn Du es kannst. Ich fluche Dir nicht, noch

Deinem elenden Herrn, dem feigen Weibermörder, ich habe kein Recht mehr dazu, denn auch ich bin schuldig. Ich habe mein Kind herzlos mit Füßen von mir gestoßen, dafür hat es die Mutter unter die Hufe ihres Pferdes geworfen; meine Strafe hat mit schon getroffen — Euch wird sie erreichen! Ihr könnt ihr nicht entgehen. Jetzt fliehe! denn nie darf mein Auge Dich mehr sehen, nie mehr mein Mund zu Dir reden. — Fliehe!“

Wie von einem namenlosen Entsetzen erfaßt, gepeinigt und getrieben, war Destner zurückgewichen und, noch bevor Jana ihre letzten Worte gesprochen, dem Saale enteilt.

Jetzt wandte sich die Zigeunerin zu dem noch immer regungslos am Boden liegenden Henry. Sie erfaßte seine Hand, hob seinen Kopf auf ihre Kniee und untersuchte seinen Zustand. Das Herz schlug stark und fieberhaft stürmte der Puls, am Kopfe bemerkte sie bald eine Wunde, der das Blut, wenn auch in geringer Menge, doch unaufhaltsam entfloß.

Rasch erhob sich Jana und eilte der Saalthür zu. Ein leiser Ruf, und im folgenden Augenblicke standen die beiden Zigeuner ihr zur Seite. Sie erhielten einen Auftrag und verschwanden wieder, dann hörte man, wie die Hausthür rasch geöffnet wurde.

Jana kehrte zu dem Bewußtlosen zurück.

Noch war sie beschäftigt, das aus der Kopfwunde fließende Blut zu stillen, als der Saal sich lautlos mit einer Anzahl Zigeuner füllte, die zwei Gegenstände trugen, rohen, aus jungen Baumstämmen zusammengebundenen Bahren ähnlich.

Wenige Augenblicke später setzte sich ein Zug aus der Eremitage durch die Nacht in Bewegung, der etwas Gespenstliches hatte. Auf der einen Bahre lag, von einem schwarzen Tuche bedeckt, ein tochter, enthaupteter Körper, auf der anderen ein Fieberkranker, neben dem Jana, die Zigeunerin, einherging. —

Als mit beginnendem Tage die vertrauten herzoglichen Diener, welche der geheimnißvollen nächtlichen Exekution beigewohnt hatten, die Eremitage betraten, um die Leiche der Enthaupteten, erhaltenen Befehls zufolge, im Walde zu verscharren, die düsteren Draperien zu entfernen, da fanden sie zu ihrem Staunen und Schrecken den Saal leer. Die Leiche war verschwunden, sonst aber Alles, wie sie es in der Nacht verlassen. Auch die Thüre des Hauses, wie die der äußeren Einfahrt waren geschlossen. Was während des Restes der Nacht in der Eremitage vorgegangen, war nicht zu enträthseln; der einzige Mann, der vielleicht Aufschluß hätte geben können, Destner, barg sich krank und war für Niemanden sichtbar in seinem Zimmer.

Neuntes Kapitel.

Wiedergefunden und doch verloren.

Etwas zwei Monate nach den, in den früheren Kapiteln geschilderten Vorgängen in der Eremitage trat ein Mann, in einen Pelzrock gehüllt, mit eingefallenen, bleichen Wangen, unsicheren Schrittes aus dem Zelte Jana's hinaus auf den freien Platz im Walde. Es war ein klarer, sonniger Wintertag und die goldenen, erwärmenden Strahlen wirkten mächtig

auf den matt Dahinschleichenden. Das bleiche Antlitz belebte sich, das Auge blickte voll freudiger Hoffnung hinauf in den klaren, vom Sonnenlichte durchstrahlten Himmel, und Dankesworte flüsternd wohl betend die Lippen. Es war Henry Dümmler, der, von einer langen, gefährlichen Krankheit, die ihn dem Rande des Grabes nahe geführt, genesen, sich wieder frei und im Freien bewegen durfte. Ihn, den Schwerverkranken, und ihr todttes Kind hatte Jana nach der furchtbaren Katastrophe in der Eremitage in ihr Zelt schaffen lassen. In einer Abtheilung desselben erhob sich bald ein niederer Hügel, darunter schlummerte, von der trauernden Mutter bewacht, Hanoscha, die im Leben Elsa geheißten, während der Kranke auf dem Divan des großen Zeltraumes ein passendes Lager gefunden. Zwischen dem Grabhügel und dem Krankenlager lebte Jana, Beiden galt ihr Denken und Thun.

Die Frau mit dem wilden Sinne schien durch den gewaltigen Schmerz eine dauernde Wandlung erfahren, die liebende Mutter, die Zigeunerin, welche nur zu hassen vermochte, für immer besiegt zu haben. Die Gedanken, welche ihr Herz am Grabe ihres Kindes erfüllten, wurden am Krankenlager Henry's zur That. Mit einer wahren mütterlichen Sorgfalt pflegte sie den jungen Mann, der ihre Hanoscha geliebt, und ohne diese wirksame Pflege hätte wohl auch bald ein Grabhügel sich über ihm geschlossen.

Die Erschütterung, welche Henry in jener Nacht zu erdulden gehabt, war eine doppelte gewesen; der entsetzliche Anblick der einst so geliebten Todten hatte sein ganzes Nervenystem gewaltsam angegriffen und der Schlag, den sein Kopf beim Niederfallen und Streifen der scharfen Kante des Lagers empfangen, wirkte zerstörend auf sein Hirn. Ein Nervenfieber in der gefährlichsten Gestalt war die nächste Folge gewesen. Doch Jana's Pflege, ihre Kenntniß heilsamer Kräuter hatten den gefürchteten Feind besiegt und den Kranken, wenn auch langsam, doch sicher auf den Weg der Besserung geleitet.

Fast zwei Monate waren darüber vergangen, dann aber durfte er sein Lager verlassen, und heute war er zum ersten Male hinaus in den sonnigen Wintermorgen getreten. Nun saß er auf einem Schemel, den Jana ihm an geschütztem Orte aufgestellt, freute sich der wärmenden Sonne, die ihm ein neues Leben erstehen ließ, und hing seinen Gedanken nach.

Dem Vater, der Schwester galten sie.

„Zu ihnen!“ so klang es unaufhörlich und immer mächtiger in ihm, „und sobald als möglich — heute noch!“

Nur undeutlich vermochte er in der Erinnerung sich sein letztes Zusammensein mit dem Vater und Hans von Altheim zu vergegenwärtigen; der Worte, welche er in seiner Erregung beim Abschiede und, schon davonsprengend, dem Vater zugerufen, entsann er sich nicht mehr. Und das war ein Glück! Wäre es anders gewesen, die neue Aufregung, welche er darüber hätte empfinden müssen, würde ihn auf's Neue der tödtlichen Krankheit in die Arme geworfen haben.

Jana kannte dies Sehnen ihres Pfleglings nach dem Vater, der Schwester, denn oft, selbst in seinen Fieberphantasien hatte Henry es ihr kundgegeben. Sie konnte und durfte indessen noch nicht in solche gerechte Wünsche willigen, denn der Kranke war noch immer zu schwach dazu. Heute

aber, nachdem ein längerer Aufenthalt in der freien, milden und sonnigen Luft eine fast wunderbare Wirkung auf Henry geübt, als sein Schritt zusehends fester wurde, da willigte sie in die Trennung ein und setzte die Abreise auf die nächsten Tage fest. An stärkenden Speisen, den köstlichsten und wohlthuend wirkenden Weinen fehlte es nicht, und Henry gewann überraschend schnell seine Kräfte wieder.

Die kurze Frist war endlich verstrichen, der Tag des Auszuges und des Abschiedes gekommen. Am Morgen fand Henry neue bürgerliche, mit Pelzwerk gefütterte Kleider, die Jana sich aus weiter Ferne vorsorglich zu verschaffen gewußt, und als er zur Ausfahrt Abschied von ihr nehmen wollte, da deutete die Zigeunerin mit ernstem Blick auf die Abtheilung des Zeltes, die zu einem Grabe geworden war. Henry verstand sie und wandte seine Schritte dem durch die Draperien geschlossenen Raume zu, den er bis jetzt noch nicht betreten.

„In Deinem Glauben wurde sie aufgezogen,“ sagte die Zigeunerin fast tonlos, „in Deinem Glauben starb sie; in Deiner Weise bete für die Ruhe ihrer armen Seele. Du hast sie geliebt und ihr verziehen, Dein Gott, der ein Gott der Liebe sein soll, wird Dein Gebet erhören und der Todten auch verzeihen.“

An dem kleinen Erbhügel, der sich inmitten des eigenthümlich düsteren, geschmückten Raumes erhob, kniete Henry nieder, betete für die arme Elsa, während seine Augen sich mit Thränen füllten, die er ungehindert fließen ließ.

Lange weilte er an dem Grabe, die Erinnerung an seine schöne Jugendzeit, an seine, ach! so herrliche und doch so arme — einzige Liebe hielt ihn dort gefesselt, da vernahm er plötzlich Jana's Stimme.

„Jetzt komm! es ist Zeit,“ sagte sie in weichem Tone. Dann nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn hinaus aus dem Zelte, durch den Park, die bereits weit geöffnete Plankwand der Karlslust und weiter, den bewaldeten Abhang hinab.

Im Thale harrete ein Reiter mit zwei Pferden. Es war ein älterer Mann mit tiefgebräuntem Gesicht, doch in bürgerlichen Kleidern, ein Zigeuner, den Jana als Begleiter Henry's ersehen.

„Gallando,“ sagte sie in ruhiger, doch befehlender Weise zu dem Manne, „Dir, Deiner Sorge übergebe ich ihn. Du begleitest ihn heute bis an sein Ziel, dann so lange und wohin es ihm beliebt.“

Nun wandte sie sich an Henry, ergriff seine Hand und, mit einer Stimme, die rauh, fast wild klang, doch wohl nur in Folge des Kampfes mit einem weicheren Gefühle, sagte sie:

„Leb' wohl — für immer! und Dank für die Treue, welche Du der Todten gehalten. Sollten wir uns nicht mehr wiedersehen — gedenke unserer auch ferner — in Liebe. Leb' wohl! —“

Damit kehrte sie sich ab, und ohne eine Antwort abzuwarten, eilte sie in den entlaubten Wald zurück, die Höhe hinan und war bald den Blicken Henry's, der dem armen Weibe, der büßenden Mutter, tief ergriffen nachgeschaut, entschwunden.

Endlich ermannte er sich. In seiner Seele tauchten

andere Bilder auf; er sah seinen Vater, die Schwester, den Freund, und wenn auch ein Nebel, gleich einem Trauerschleier, die Gesichter verhüllte, so drang doch ein Sonnenstrahl hindurch, der Hoffnung, ein einstiges Glück nach einem letzten Kampfe zu künden schien.

„Zu Pferd — und fort!“ sagte er sich, und bald trabte er neu gestärkt mit seinem Begleiter in den frischen Morgen hinein, das Kirrberger Thal entlang und dem fernen Orte zu, wo seine Lieben weilten. —

In Gräfinthal hatte sich während Henry's schwerer und langandauernder Krankheit leider nur zu Vieles verändert.

Der Tag, den Henry als den seiner Rückkehr bezeichnet hatte, an dem er sich Eingang in das Kloster verschaffen wollte, und sei es mit Gewalt, war vorübergegangen, ohne den Ersehnten in das stille Thal, zu dem harrenden Vater, den Freunden zu führen. Als der so sehulichst Erwartete auch am folgenden Tage nicht erschien, da bemächtigte sich der drei Männer eine tiefe Niedergeschlagenheit, die sich jedoch in sehr verschiedener Weise äußerte.

Der dicke Limburger machte seinem Unmuth, seiner Verzweiflung, daß es nun wohl unmöglich geworden, das Kloster mit stürmender Hand zu nehmen, in lauten Klagen und Verwünschungen Luft; Hans von Altheim ordnete seinen tiefen Schmerz dem des Vaters unter, dessen Klagen herzerreißend wurden, galten sie nunmehr doch seinen beiden Kindern.

„Ich komme — morgen! — oder ich müßte nicht mehr unter den Lebenden weilen! so rief er mir beim Abschiede zu. Er ist nicht gekommen und — todt! todt muß er sein. Wehe mir! — auch mein Sohn ist mir genommen worden für immer und ewig!“

Also jammerte der alte Mann, und Hans mußte sich Gewalt anthun, um Trostgründe zu finden, an die er selber nicht glaubte.

Doch die Klagen nutzten nichts, die Tage vergingen und Henry kehrte nicht zurück. Der Schmerz des Vaters, wenn er sich auch nicht verminderte, wurde milder, er schien sich in sein Schicksal zu ergeben und wieder wie früher klopfte er im Kloster an.

Da brachte der Limburger eines Abends den alten Mann in einer Stimmung heim, die der ehrliche Jäger wohl mit Staunen als eine freudige bezeichnen konnte. Dämmler hatte die Pförtnerin des Klosters, seine Schwester, endlich wieder einmal gesprochen und diese ihm mit einem seligen Lächeln und gefalteten Händen berichtet, daß seine Leiden bald zu Ende sein würden, denn sein Kind, die liebe Louise, werde er sehen, noch bevor wenige Wochen vorübergegangen, und alsdann auch alle Tage sehen können. Mehr dürfe sie ihm noch nicht sagen, doch noch soviel vertrauen, daß Louise sich im Kloster und bei den ehrwürdigen Schwestern glücklich wie im Himmel und unter den lieben Englein fühle. Der alte Mann dankte Gott und der verzückten Nonne für den spärlichen Trost, und mit einer verklärten Miene kehrte er heim. Seine Klagen hieß er schweigen und wartete geduldig des ersehnten Tages.

Wieder vergingen mehrere Wochen und der Zeitpunkt, wo sich das Kloster für den Vater öffnen sollte, wollte noch immer nicht kommen. Dringender wurde der alte Dämmler,

wenn es ihm vergönnt ward, mit seiner Schwester zu reden. Da endlich widerstand diese den Bitten, dem Flehen des armen Mannes, der doch ihr Bruder war, nicht länger und nachdem sie ihm das Gelöbniß des Schweigens abverlangt, theilte sie ihm, gewiß gegen ihre Instruktionen, mit, daß am nächsten Sonnabend eine junge Nonne, an der der Herr und Seine Heiligkeit der Papst durch den hochwürdigsten Bischof von Metz ein Wunder gethan, den Schleier nehmen, das klösterliche Gelübde ablegen und am Tage darauf, am Sonntag Septuagesima, der Vater sein Kind unfehlbar sehen würde.

Das Gesicht der Alten strahlte bei diesen Mittheilungen förmlich unter dem sauber gefältesten Schleiertuche, sie schienen ihr über Alles wichtig und von größter Bedeutung. Den horchenden Dämmler erfüllten sie zwar mit einer unendlichen Freude, doch auch mit einem Bangen, mit der Ahnung eines neuen Leides, die jedoch durch das frohere Gefühl, welches sich in dem Herzen des Vaters immer mächtiger entfaltete, beschwichtigt und verdrängt wurden. Nur des kommenden Sonntages gedachte er, wo er endlich — endlich sein liebes Kind wiedersehen, an sein Herz pressen dürfe, und laut und freudig gab er nur diesen frohem Gedanken Ausdruck.

Doch seine beiden Gefährten theilten die Freudigkeit Dämmler's nicht. Der arme Hans, welcher wohl das Schlimmste ahnen mochte, wurde tief traurig, und der Limburger ging wie ein echter wilder Jäger umher, mit seiner Bärenstimme wetternd und fluchend, daß die dürren Aeste der Bäume im Garten klapperten und das ganze Kloster meilenweit in die Erde verschlagen worden wäre, hätten seine Worte und sehr unheiligen Wünsche sich auch nur zum kleinsten Theile erfüllt.

Auch diese Tage vergingen, der Sonnabend kam heran, dem der Sonntag folgte, welcher dem Vater sein Kind, nach einer Trennung von mehreren Monden — eine Ewigkeit für das arme, seh nende Vaterherz! — wiedergeben sollte.

Was war während dieser Zeit in dem Kloster und mit Louise vorgegangen?

Unsere Erzählung, die ihrem Abschlusse zustrebt, gestattet nur eine Vorführung der verschiedenen Ereignisse in ihren Resultaten.

Daß Louise sich gleich nach ihrem Einzuge in das Kloster heimisch und glücklich gefühlt, war volle Wahrheit gewesen, es hätte bei ihrer Sinnesrichtung, ihrem rein frommen Gemüth auch nicht anders sein können. Die Aebtissin, die Schwestern, überrascht, dann entzückt von der lieblichen, wahrhaft madonnenhaften Schönheit des jungen Mädchens, ihrer ungeheuchelten Frömmigkeit, schienen ihr eine Liebe entgegenzubringen, die die Unbefangene bald mit Banden fesselte, welche mit den Tagen, Wochen immer unzerreißbarer werden mußten.

Ihren schwärmerischen Neigungen kam man in geschicktester Weise entgegen. Einer der hübschesten Altäre der Kirche, dort, wo die Tochter des ehemaligen Polenkönigs Stanislaus Leszczyński gebetet, wo sie begraben lag und die buntbemalte Statue der verstorbenen Prinzessin sich vor dem wunderthätigen Muttergottesbilde erhob, hatte man der neuen Bewohnerin des Klosters gleichsam als Eigenthum überwiesen. Mit Blumen schmückte Louise das Bild der Himmelskönigin

und die Figur der todtten königlichen Nonne, von welcher die Aebtissin der Horchenden so Vieles und Schönes zu erzählen wußte.

Kam dann noch der Vater in's Kloster, um sein Kind zu besuchen, so schien das Glück Louise's ein vollkommenes zu sein. Doch dies Alles währte leider nicht lange. Nur wenige Tage, und Louise wurde nicht mehr in's Parloir gerufen: der Vater sei nicht gekommen, so hieß es, und von dieser Stunde an kam er auch, der Aussage der Aebtissin nach, nicht mehr. Diese, welche beim ersten Aublick Louise's sofort beschloffen, das liebliche, fromme Mädchen für den Dienst des Herrn und ihr Kloster zu gewinnen, war vor einer Lüge nicht zurückgeschreckt, ihren gottgefälligen Gedanken durchzusetzen. Die ehrwürdige Mutter hatte durch die dem Kloster so ergebene Pförtnerin sofort erfahren, wer da unerwartet bei dem alten Dämmler erschienen und welche Absichten Herr Hans von Altheim auf ihre liebe Gefangene habe. Nun durfte Louise den Vater nicht mehr sehen, sollte sie für das Kloster nicht verloren sein, und sie sah ihn auch nicht mehr. Dem armen Mädchen wurde kecklich mitgetheilt, daß der Vater plötzlich, ohne eine Nachricht zu hinterlassen, mit seinem Begleiter aus dem Thale verschwunden sei, doch gewiß über kurz oder lang ebenso unerwartet wiederkehren werde.

Damit mußte sich Louise zufrieden geben, und während sie im Kloster weinte um den verlorenen Vater, für ihn betete, stand dieser bettelnd vor dem Thore, verlangte mit herzerweichendem Jammern nach seinem Kinde, das seinerseits im Weh um den Vater, den es so sehr geliebt, zu vergehen drohte.

Zu gleicher Zeit wurden die mit einem hohen Holzgitter umzogenen Betstühle der Nonnen, welche den Hochaltar in einem Halbkreise umgaben, mit Vorhängen versehen, welche den Betenden nur einen Durchblick nach dem Priester, der das Messopfer feierte, doch nicht in den Kirchenraum, auf die zahlreiche Menge, gestatteten. Den Besuchern der Kirche ward es somit auch verwehrt, die Nonnen zu sehen, und so konnten denn Vater und Tochter, wenn beide dem öffentlichen Gottesdienste in der Klosterkirche anwohnten, nicht einmal ahnen, daß sie einander so nahe seien.

Louise fand Trost über den vermeintlichen Verlust im Gebete, und mit der Zeit dünkte es ihr ein Glück, daß ihr gütiges Geschick jetzt, wo sie so allein in der Welt stehe, sie in das Kloster geführt.

Nun hatte die sehr kluge Frau Aebtissin leichtes Spiel; sie wußte es dahin zu bringen, daß das Mädchen aus eigenem Antriebe das Verlangen aussprach, für immer in dem Kloster zu bleiben. Der Vater war verschwunden und blieb es auch — einer anderen Person zu Willen trotz aller Gebete nicht aus ihrem Herzen weichen wollte, durfte sie dabei nicht gedenken — und so fand die Aermste endlich ihr einziges Heil, ihre Rettung in dem Schleier, den die Kirche ihr mit liebender Hand darbot, zugleich mit einem Leben der Ruhe und des Friedens, das außer dem Gebete nur noch dem Andenken an ihre Lieben gewidmet sein sollte — so dachte sie!

Die Frau Aebtissin hatte in bestimmter Erwartung dessen, was da auch gekommen, schon längst ihre Vorbereitung

zur endlichen Erreichung ihres Zieles getroffen. Die Zeit war eine furchtbar bewegte, dem kirchlichen Leben ungünstige, wenn nicht gar feindliche, sie mußte eilen, wollte sie bereits Errungenes nicht wieder verlieren. Von einem langen Noviziat konnte unter obwaltenden Umständen keine Rede sein. Sie wandte sich persönlich an den Bischof von Metz, zu dessen Diözese das Kloster gehörte, und erhielt von diesem die Versicherung, daß er den gewünschten nöthigen Dispens in Rom erwirken werde und zwar in aller kürzester Frist.

Doch wieder vergingen Wochen, welche indessen von der ehrwürdigen Mutter zur tüchtigen Vorbereitung der künftigen Klosterschwester, zur Befestigung ihrer löblichen Vorsätze, auf das Beste ausgenutzt wurden. Dann langte endlich das ersehnte wichtige Papier mit dem Segen des heiligen Vaters an und nun sollte auch keine Stunde länger, als nöthig, gesäumt werden. Der nächste Sonnabend vor dem Sonntag Septuagesima wurde als Tag der Weihe bestimmt und zugleich auch, daß die Feier, der aufgeregten Zeiten halber, nur im Beisein der Geistlichkeit und der Inassen des Klosters stattfinden sollte.

Der Tag war gekommen, Louise hatte in Gedanken und Gebeten Abschied von der Welt, von Allem, was sie geliebt, genommen und mit einer reinen, heiligen Begeisterung legte sie das feierliche Gelübde ab, fortan nur dem Herrn in Worten und Werken zu dienen. Als äußeres Zeichen der Abgeschlossenheit von der Welt fiel das herrliche blonde Haar, der Schleier bedeckte das jungfräuliche Antlitz, und das scheinbar fromme Opfer, durch Herzlosigkeit und Lüge erreicht, war vollbracht.

Nun konnte der Vater kommen, selbst er hatte kein Recht, keine Macht mehr, der Kirche die ihr Geweihte, die Braut dem Himmel zu rauben.

Er hatte sein Kind wiedergefunden, doch für ihn war es todt, lebendig in den Mauern des Klosters begraben. —

Die zeitlichen Vorgänge im Kloster, besonders die während des Sonnabends, waren in auffallender Weise geheim gehalten worden, doch mit dem folgenden Sonntage änderte sich dieses. Die geschmückte Kirche war den Betenden wieder in all' ihren Theilen geöffnet worden und der Vorhang verschwunden, welcher bisher die Nonnen den profanen Blicken entzogen hatte. Unter den Klängen der Orgel, von einer der Schwestern gespielt, zogen die Nonnen aus den Klosterräumen in die Kirche und auf ihre Plätze, den wenigen Andächtigen sichtbar, unter denen sich auch der alte Dümmler mit seinen beiden treuen Freunden befand.

Fast alle Nonnen, die Abtissin an der Spitze nicht ausgenommen, wandten bei ihrem Zuge durch die Kirche unmerklich die Köpfe nach der Gruppe der drei Männer, die scharf unter den häuerlichen Betenden hervortrat. Nur die letzte und wohl auch jüngste der Nonnen hielt das Auge gesenkt und schritt, ohne aufzusehen, doch sichtlich mit Inbrunst betend, auf ihren Platz. Dafür wurde sie um so scharfer von dem dicken Limburger und Hans von Altheim angeschaut, indessen wohl nur von Letzterem das bleiche Gesichtchen unter dem verhüllenden, vielfaltigen Kopfschleier erkannt. Denn während der Limburger nur erregt in gleicher Spannung blieb, erblickte Herr von Altheim und mußte sich für einen Augenblick an die Bank klammern, um

seinem wankenden Körper einen Halt zu geben. Das Auge der Liebe hatte scharfer gesehen, als das des geübten Jägers; es hatte Louise trotz der nonnenhaften Vermummung erkannt, und der Arme wußte nun, daß sein Ahnen ihn nicht getäuscht, daß Louise für dieses Leben für ihn verloren sei.

Thränen traten in die Augen des armen jungen Mannes und leise stahl er sich, zur größten Verwunderung des Limburgers, aus der Kirche, um draußen seinem gepreßten Herzen Luft zu machen.

Der alte Dümmler achtete auf nichts, er schien mit seinen Gedanken nicht einmal bei dem feierlichen Gottesdienste zu sein, sondern in dem Parloir, wo er am Nachmittag sein Kind wiedersehen sollte. Ob er ahnte, was mit Louise vorgegangen? Es konnte wohl nicht anders sein, doch wollte der Vater es sich nicht gestehen; hätte er es gethan, er würde sich zugleich auch gesagt haben, daß er es gerne ertragen wolle, dürfe er dafür nur sein Kind wiedersehen — wenn auch nur, wie früher, in den Räumen des Klosters wiedersehen!

Der Gottesdienst ging vorüber, der Limburger leitete Vater Dümmler hinaus und heim, Herr von Altheim war verschwunden. Dieser hatte sich nicht stark genug gefühlt, um, die Gewißheit seines Unglückes im Herzen, unbefangen mit dem alten Manne reden zu können. Er war fortgeritten und gedachte erst wieder zurückzukehren, wenn der Vater sein Kind gesprochen haben würde. Dann durfte er reden, wie er fühlte, und Beide konnten dann wohl einander trösten.

Der Nachmittag, die Stunde, welche Dümmler bezeichnet worden war, kam endlich heran, und abermals leitete der treue Jäger den Alten hinauf zu den Linden bei der Klosterpforte, wo die Schwester mit seligstem Lächeln den Bruder in Empfang nahm.

Das Herz des alten Mannes schlug gewaltig und seine armen Augen strengten sich mit einem heiligen Eifer an etwas mehr als den bloßen Lichtschimmer zu sehen, die Züge seines lieben Kindes erkennen, sich an ihrem sanften Lächeln erfreuen und stärken zu können. Das Parloir war leer, er setzte sich auf die Bank vor dem Gitter und wartete. Endlich erschien die Frau Abtissin und sprach mit salbungsvoller Freundlichkeit zu dem Harrenden, daß der Himmel ein Wunder an seinem Kinde gethan, daß er es würdig befunden, für das ganze Leben der Kirche und für die Ewigkeit dem Himmel anzugehören; daß er, der Vater, das hohe, seltene und heilige Glück wohl lobpreisen werde, da es ihm zugleich gestatte, sein Kind, wenn auch nur durch das Gitter des Parloirs, zu sehen und zu sprechen, wenn er nur darnach verlange und die Klosterordnung es erlaube.

„Foltert mich doch nicht länger mit Eurer Rede!“ jammerte der Vater, „sondern gebt mir mein Kind zurück! — Laßt mich meine Louise wiedersehen!“

„Regina ist fortan ihr Name und Euer Wunsch soll sogleich erfüllt werden.“

So klang es kalt, doch salbungsvoll, wie früher. Die Sprechende öffnete dabei eine schwere, braungetäfelte Thür und eine junge Nonne erschien.

Es war Louise.

Ihr liebes Gesichtchen war bleich, doch im Augenblicke von einer leichten Röthe angehaucht, ihr Auge voller Thränen.

Mit einem freudigen Aufschrei wollte sie auf das Gitter zu-
stürzen, hinter dem ihr Vater, weinend und die Hände
ringend, saß, doch ein ernster Blick, ein gebieterischer Wink
der Frau Abtissin hielt sie zurück, und schüchtern, die
Augen niedergeschlagen, schritt die arme Gefangene auf den
alten Mann zu.

„Mein Vater! —“ hauchte sie kaum hörbar durch das
Gitter.

Jetzt wandte der alte Mann, welcher das Nahen der
jungen Nonne nicht bemerkt hatte, den Kopf. Er erblickte
hinter dem Gitter das in weiße Tücher eingehüllte, weinende
Gesichtchen, erkannte wohl auch mit einem letzten Aufgebot
seiner Seelenkräfte die Züge seines Kindes, dann streckte er
die Hände vor, welche jedoch an den Stäbchen des Gitters
einen unbefigbaren Widerstand fanden, und mit herzerreißenden
Tönen „Louise! — Louise!“ rufend, sank er vernichtet,
wie leblos auf die Bank zurück.

Als er wieder zu sich kam, waren die beiden Nonnen,
Louise und die Abtissin, verschwunden und vor ihm stand
seine Schwester, die ihm mit sanften Worten Vorwürfe machte
über sein Ungestüm, wodurch er ein Wiedersehen mit Schwester
Regina erschwert habe. Denn die Frau Abtissin habe be-
fohlen, ihn nur dann wieder in das Parloir zu lassen, wenn
er ruhiger geworden und keine solche entsetzliche Szene mehr
zu befürchten wäre. Schwester Regina solle einstweilen für
ihren Vater beten.

Der alte Dümmler sagte nichts. Er fühlte sich unfähig,
gegen die finstere Macht, welche ihm sein Kind geraubt, an-
zukämpfen und mußte sich fügen, dulden und schweigen, wollte
er nicht auch den letzten Trost verlieren, den traurigen An-
blick seines Lieblings hinter dem Gitter seineserkers ent-
behren.

Der wackere Limburger ehrte den Schmerz des Vaters
und schwieg, trotzdem es ihm zu Muth war, als ob man
ihm das Herz aus der Brust gestohlen. Doch am Abende,
da fand der Alte Trost in den Armen, an der Brust Mt-
heim's, der zur rechten Zeit gekommen war, um, wenn auch
selber hoffnungslos, den Muth des Vaters so viel als möglich
wieder aufzurichten. Auch dem darniedergedrückten Jäger
wurden von Seiten des jungen Mannes Worte, die wohl-
thätig wirken mußten. Der Limburger verschluckte einen
Fluch, wusch sich eine einsame Thräne aus dem Auge und
drückte mit der Rechten die Hand Mtheim's so kräftig, daß
dieser von dem Vorsage des treuen Gefährten, in Geduld
auszuharren und auch ferner sein Schicksal zu ertragen, voll-
ständig überzeugt ward.

Die nächsten Tage brachten den drei so gewaltig auf-
gerechten Gemüthern in etwas die Ruhe zurück.

Vater Dümmler trat mit seinem Führer die Fahrt
nach dem Kloster wiederum an und sprach diesmal mit
seinem Kinde. Gesah dies auch nur im Beisein und unter
Aufsicht der Abtissin und waren es auch nur wenige Worte,
welche Louise mit dem Vater wechselte, so hörte dieser doch
den Klang der Stimme seines Kindes, und zum ersten Male
kehrte der arme alte Mann mit einem stillen Glück im Herzen
nach seinem Heim zurück.

Abermals vergingen mehrere Tage, der Alte hatte sich
scheinbar in sein Schicksal gefügt und ein ruhiges, geregeltes

Leben wollte für die Insassen des kleinen Häuschens bei dem
Kloster beginnen, da drohte ein neuer Sturm das mühsam
Errungene wieder zu zerstören.

Es war an einem Nachmittage, Vater Dümmler saß
im Parloir und harrete auf Louise, oder vielmehr auf
Schwester Regina, und vor der Klosterpforte unter den
dürren Linden saß der Limburger, in Geduld des Alten
harrend, da trabten zwei Reiter das Thälchen hinauf. Der
Eine spähte scharf umher und als er das Häuschen leer
fand, in der Stunde Niemand entdeckte, ritt er weiter auf
das Kloster zu.

Da eilte ihm plötzlich die dicke Gestalt des Limburgers
entgegen. Er hatte den Reiter gesehen, erkannt und schon
von Weitem schrie er ihm in größter Aufregung zu:

„Henry! — Henry! der Himmel und Alles, was
drinnen und drum hängt, sei gepriesen! — Er lebt! ist
nicht gestorben und kommt, um sein Wort zu halten und
uns zu erlösen von dem Uebel und den Rutten —
A—a—a—amen!“

Der wilde Jäger hatte seinen ganzen früheren Humor
wiedergefunden, er kannte sich wohl vor Freude nicht mehr
beim Anblick des jungen Mannes, den er als einzigen Retter
in der Noth betrachten durfte, und sein „Amen“ sang er als
echter Kapuziner mit seiner furchtbaren Bassstimme so lustig
und laut in die Luft hinaus, daß selbst der ernste Henry
darüber lächeln mußte.

Bald saß dieser neben dem Limburger auf einer der
Bänke, weit genug vom Kloster entfernt, um nicht von dort
belanscht zu werden, und doch nahe genug, um den alten
Dümmler sehen zu können, wenn er aus der Pforte treten
würde, und der Jäger erzählte.

Henry erfuhr, was vorgegangen und wie die Sachen
nun standen. Er hatte es geahnt und konnte sich denken,
daß Alles so kommen würde. Nachdem er eine Weile nach-
gedacht, fragte er den Limburger:

„Und mein Vater, hat er sich in sein Schicksal ergeben?
Sage mir die Wahrheit, auf Dein Gewissen.“

„Er ist ruhig, sichtlich zufrieden und scheint sogar glück-
lich, wenn er aus dem Kloster kommt und unsere Louise ge-
sprochen hat.“

„Dann wäre es ein großes Unrecht, ihm jetzt seine
Ruhe wieder zu stören. Das Unglück ist nun einmal ge-
schehen und im Augenblick nicht zu ändern. Mit Gewalt
kann nun leider nichts mehr ausgerichtet werden. Somit
darf er mich auch jetzt nicht sehen —“

„Du willst wieder fort, Herzensjunge?“ rief der Lim-
burger erschrocken.

„Ich komme wieder, wenn es an der Zeit ist — und
die Stunde rückt heran! — Dann wehe den Heuchlerinnen
dort! — Ihre heiligen Mauern sollen sie so wenig vor der
gerechten Strafe schützen, als sie im Stande gewesen, die
Lüge aus ihrer Mitte fern zu halten. Dann wird Louise
frei und wieder unser werden.“

„Und jetzt sollte dies nicht zu bewerkstelligen sein? —
Wenn Du nur wolltest, Henry, ich höbe das Thor aus seinen
Angeln!“

„Nein, es geht nicht. Würde Louise im Kloster nur
zurückgehalten, so sollte mich nichts zurückschrecken, das

Mädchen bald befreit sein. Sie hat aber den Schleier genommen, das Gelübde abgelegt und gehört dem Kloster an. Noch hat der Herr dieses Landes die Gewalt in Händen, und wir Beide sind nicht im Stande, ihm mit Erfolg zu trotzen. Geduld, die Stunde kommt, und daß sie hier so bald als nur möglich schlagen soll, dafür will ich sorgen. Ich gehe, suche Hans von Altheim auf und kehre zurück, wenn es an der Zeit ist. Meinem Vater sagst Du nichts davon, daß ich hier gewesen — erwähne meiner nicht, das ist das Beste. Bald soll ihm dafür um so größere Freude werden."

Der Limburger fügte sich und versprach zu thun, wie Henry es wollte. Da erschien der alte Dümmler unter der Klosterpforte und der treue Jäger eilte, mit einem raschen Händedrucke von Henry Abschied nehmend, dem Kloster zu, um seinen Funktionen als Führer des Erblindenden obzuliegen!

Henry unterdrückte beim Anblicke seines Vaters einen freudigen Liebesruf, rasch gab er seinem Begleiter, dem Zigeuner Gallando, den Befehl, mit den Pferden bis zu der nächsten Biegung des Weges zurückzureiten und barg sich dann hinter ein Gebüsch, an dem sein Vater vorüberkommen mußte.

"Weint er, scheint er nur traurig," sagte sich Henry, "dann ist es meine Pflicht, zu ihm zu treten und den Vater zu trösten."

Doch das würdige Antlitz des alten Dümmler drückte eine solche stille Glückseligkeit aus, daß die Augen Henry's naß wurden.

"Er ist zufrieden, glücklich," so rief es in ihm, "und ruhig darf ich meiner Wege gehen, bis der Tag gekommen, wo wir uns Alle wiedersehen werden."

Dann eilte er freudigen Herzens dem Zigeuner nach, bestieg sein Pferd und ritt mit seinem Begleiter dem nicht fernem Gehöfte zu, wo Hans von Altheim wohnte.

Am anderen Morgen, nachdem der alte Zigeuner den Heimweg nach dem Karlsberge angetreten, schickte auch Henry sich an, das Haus und seinen jungen Freund zu verlassen.

Sein Kommen, die Worte, welche er zu Altheim gesprochen, hatten diesem einen ganzen Himmel voll Hoffnung und Glück erschlossen und wie neu geboren fühlte sich der arme Hans, der schon Alles verloren gegeben.

Vor dem Hause hielt ein Knecht das gesattelte Pferd und auf der Schwelle umarmten sich die Freunde in inniger Weise. Nach Frankreich, nach Paris wollte Henry, um der Revolution seine Kräfte zu weihen, für deren Grundsätze er sich begeistert, von der er für Alle, die er liebte, Hülfe, für die ganze Menschheit Freiheit und Glück erwartete.

Wenn Altheim auch noch immer nicht solche weitgehende Hoffnungen zu theilen vermocht, so hatte er doch die Ueberzeugung erlangt, daß die Bewegung in dem Nachbarlande, deren Wogenschlag immer mächtiger wurde, immer weiter sich ausbreitete, auch sein Vaterland, die Pfalz, heimsuchen und hier Veränderungen hervorrufen werde, die ihn das ersehnte und schon aufgegebene Ziel erreichen lassen könnten. Nur der Gedanke an die religiösen Gefühle Louise's trübte diese freudigen Aussichten.

"Wird das Mädchen stark genug sein, sich über das abgelegte Gelübde hinwegzusetzen, selbst wenn die Welt es als nicht bindend und aufgehoben erklären sollte?" Dies war die Frage, welche ihm die Ruhe der Nacht geraubt, und die er endlich vor dem Abschied dem Freunde, dem Bruder vorlegte.

Henry blickte den Zweifler erstarrt eine Weile an, dann sprach er mit erhobener Stimme und siegesgewissem Blick:

"Das Herz meiner Schwester ist rein wie ihre Frömmigkeit und deshalb muß sie Lug und Trug verabscheuen. Erfährt sie eines Tages im entscheidenden Augenblick, daß man ihren Sinn, ihren Entschluß durch unwürdige Lügen geblendet und herbeigeführt, hat sie dann zu wählen zwischen Jenen, die sie in ihren heiligsten Gefühlen betrogen, die sie dafür verabscheuen muß, und einem Herzen, das sie treu und unter den schwersten Prüfungen geliebt, dann kann sie nicht schwanken. Sie wird Dein und Gue's gehört die Zukunft, das höchste Glück der Erde!"

"Der Himmel gebe, daß Deine Worte Wahrheit werden!" rief Altheim mit leuchtendem Blick und einem Ton, der tief aus seinem Herzen kam. "Wenn nicht, mag er mir ein rasches Ende in dem unausbleiblichen Kampfe senden; ohne meine Liebe kann ich nicht leben und nur der Tod wird mein Heil sein."

Henry, der sein Pferd bestieg, wandte das Gesicht von dem Freunde ab.

"Dir, dem Hoffenden, Liebe und Glück, mir, dem Einsamen, der Tod im blutigen Kampfe," murmelte er. "Nur er allein kann noch die gereinigten Seelen einen."

Dann sprengte er, von seinen Gefühlen übermannt, ohne sich umzuschauen, davon, der nahen französischen Grenze zu.

Vierte Abtheilung.

Die Sündfluth (1793).

Erstes Kapitel.

Ein letztes Ringen.

Drei Jahre sind vergangen; wir befinden uns im Januar des Jahres 1793 und für die Pfalz wie für Frankreich hat eine der verhängnißvollsten Epochen begonnen. Wie die W'atlage, ist auch die Physiognomie des Karlsberges seit 1789 eine total andere geworden und noch immer ein Stillstand nicht abzusehen. Die Revolution hat in Frankreich nur zu rasche Fortschritte gemacht, sie ist bei dem Schrecken angelangt, der im Verein mit seiner blutgierigen Braut, der Guillotine, unter dem Jubel schamloser Megären seine furchtbaren Orgien feiern und endlich die eigenen Priester verschlingen wird. Auf den blutigen 10. August ist der noch blutigere 2. September gefolgt; ein mächtiger Versuch von auswärt's, die Greuel, welche das Nachbarland heimsuchen, zu hemmen, zu bannen, ist gescheitert; die deutschen Armeen müssen nach einem kurzen, resultatlosen Feldzug wieder heimkehren und nun erhebt die Revolution ihr Haupt frecher, denn früher. In Frankreich wird die Republik erklärt, ihre

wilden, zerlumpten Schaaren dringen am Rhein vor, Speier, Mainz werden genommen und überall proklamiren die neufränkischen Volksbeglückter die „Menschenrechte“, um in ihrer Zügellosigkeit sofort jedes bestehende, wohlervorbene Recht höhrend mit Füßen zu treten. In diesem beginnenden Kriegstrubel scheint ein besonderes Glück das kleine Pfalz-Zweibrücken zu begünstigen, denn es wird von den Republikanern als ein neutrales Ländchen bezeichnet, das von Freund und Feind geachtet werden soll. Doch es ist nur ein scheinbarer Vortheil, denn wenn dem Herzog Karl auch von außen für eine kurze Zeit keine Gefahr droht, so ist sie ihm dafür im eigenen Lande um so näher. Ganze Kemter, Städte fallen von ihm ab und werfen sich dem Konvent in die Arme; die Bürger Zweibrückens verlangen laut und drohend von ihrem Gebieter Abschaffung alles Dessen, was sie als zum Nachtheil des Landes bestehend betrachten. Da soll der arme durchlauchtigste Herr seine Hunde, seine schönen Soldaten bis auf 500 Mann, die ganze Menagerie, Fasanen, Falknerie, seine herrlichen Pferde, Raben, alles unnöthige Hofgesinde, Bau- und sonstige Künstler und noch vieles Andere abschaffen, sogar an sein Silbergeschirr wollen sie und wohl gar, daß Serenissimus von „irdenem Geschirr“ speise! Noch mehr! Seine herrliche Schöpfung, den Karlsberg, soll er verlassen, preisgeben und wieder in ihre Mitte nach Zweibrücken zurückkehren. Dies Alles wird in letzterer Stadt auf offenem Markte lärmend verhandelt und kecke Unterthanen wagen es, solche hochverrätherische Beschlüsse ihrem Herrn zu überbringen! Er, der Alleinherrscher, vor dessen Blick früher das ganze Herzogthum gezittert, muß sich dies Alles sagen lassen, muß es nicht allein geduldig anhören, sondern sich sogar auf's Bitten legen, nicht nur versprechen, hübsch zu folgen, sondern, was noch weit mehr und schlimmer ist, es in Wirklichkeit auch thun, und geschehen lassen, was er nicht mehr zu ändern vermag. Das ganze Oberamt Bergzabern, eines der ältesten Theile des Herzogthums, wird, seinen bisherigen Herrn verhöhnend, französisch und der Karlsberg verödet. Die lustigen, fecken Mädchengesichter, welche das Schloß früher belebten, sind schon längst aufgegeben, verschwunden; andere, ernstere folgen ihnen nach. Wie die Ratten das Schiff verlassen, ehe es sinkt, so kehren die Getreuen, welche früher stets in Unterthänigkeit erstarben, ihrem allergnädigsten Gebieter den Rücken, heimlich und offen — doch nicht ohne so viel als nur irgend möglich mitzuschleppen von dem gewiß nur redlich erworbenen Gut — denn auch der Karlsberg und sein Herzog sind dem Untergange verfallen.

Serenissimus fühlte dies und seinem Oberhofmeister giebt er den Befehl, zu retten, zu flüchten und zu bergen, was der Mühe Werth sei. Dieser läßt in seiner Weisheit 64 große Berschlüge mit Spiegel und Kronleuchtern füllen und schickt sie über Kaiserslautern nach der Rheinpfalz — an andere, wirkliche Kostbarkeiten und Seltenheiten, welche der Karlsberg birgt, denkt man nicht. Spiegel, Kronleuchter gehören zum Hofe, sie geben ihm ja den rechten, wirklichen Glanz und Lustre und müssen deshalb vor allen Dingen geborgen werden! Der Herzog läßt es geschehen, denn an die Treue der Wenigen, die ihm geblieben, muß er glauben.

Zu diesen gehört der Forstmeister Destner, er steht

seinem Herrn näher denn je, wenn er auch immer zur Seite schießt und den Weg zu suchen scheint, auf dem er sich im entscheidenden Augenblicke mit seinen sauer erworbenen Schätzen — und wohl noch ganz anderen! — salviren kann. Während der gewiegte Herr Oberhofmeister die ihm so werthvoll dünkenden Herrlichkeiten packen ließ, versuchte der Herzog Aehnliches im Stillen und nur mit Hülfe Destner's auszuführen. Ein eisernes Kästchen von ziemlichem Umfange barg bald eine Menge werthvoller Schmucksachen, Brillanten und andere Kostbarkeiten; der Inhalt mochte wohl den Werth einer Million übersteigen, und dieser Schatz dünkte dem Herrn Forstmeister viel begehrenswerther, als der eigene, der da, in einem Sack verpackt, hinter der vergessenen Thür schlummerte. Dazu war das Kästchen, wenn auch von Eisen und nicht gar zu klein, immer noch viel leichter zu transportiren, als der mit den Jahren mehr und mehr angeschwollene Leinensack. Davan dachte der kluge Forstmeister und deshalb blieb er bei seinem Herrn und wartete.

Das inhaltreiche Kästchen befand sich im Schlafgemache des Herzogs und er selbst war der eigentliche Hüter dieses Schazes. Nur wenige Personen betraten diese innersten herzoglichen Gemächer, in denen Destner zu jeder Zeit aus- und eingehen durfte, — versah er doch oftmals sogar die Dienste eines Leibkammerdieners bei seinem Herrn! Ein weibliches Wesen hatten die üppigen Räume fast seit Jahren nicht mehr gesehen. Die Herrschaft, von welcher die schöne und stolze Frau von Eisebeck, nach der blutigen Katastrophe des Herbstes 1789, geträumt, hatte sich als eine vollständige Täuschung erwiesen. Der seit jener Zeit ernst und finster gewordene Herzog gewährte der Dame wohl manche Huld und Gnade, doch das Appartement mit dem gelben Papageien-Salon bezog sie nicht mehr, und da es nach und nach aufing, auf dem Karlsberge einsam, sogar recht langweilig zu werden, so zog sich Frau Juliane aus diesem, wie noch aus ganz anderen Gründen in ihre Wohnräume des Homburger Schloßchens zurück. Da der Herzog sie nicht zurückrief oder befahl, so war und blieb sie endlich für den Karlsberg verschwunden — abgethan.

Eine andere Theilnehmerin jenes geheimnißvollen blutigen Drama's der Eremitage verschwand zu gleicher Zeit aus dem Kreise der Bewohner des Karlsberges, wenn auch nicht aus dem Schlosse selbst. Es war Mutter Agnes, die bereits eine furchtbare Strafe erteilt hatte. Sie war wahnsinnig geworden und der Herzog, in einem Augenblicke guter Laune, wohl auch der vielen Verdienste der würdigen Frau gedenkend, hatte befohlen, daß man die Kranke in einem Zimmer des großen, leerstehenden Appartements unterbringe und dort pflege. Auf alle Fälle hatte der auffallende Befehl eine tiefere Bedeutung; er konnte ebenfogut als Ergänzung der entseßlichen Strafe gelten, welche der Frau geworden, wie auch als Beweis, daß das Appartement nie mehr bewohnt werden, seine letzte Herrin keine Nachfolgerin erhalten sollte. Frau von Eisebeck verstand Beides und verließ unbemerkt den Karlsberg, den Herzog nunmehr vollständig den Händen seines getreuen Destner überlassend.

Doch dieser vermochte nichts gegen die immer näher rückende Entscheidung. Die Gefahren wuchsen, mehrten sich von Tag zu Tag; schon war auf dem Karlsberge selbst unter

den Soldaten ein Komplott entdeckt worden. Eine Anzahl Chevauxlegers wollte mit Saab und Pack zu den Franzosen übergehen. Die Meuterer wurden einfach entwaffnet und davongejagt — sie erschießen zu lassen, wagte der Herzog nicht. Dafür wurde ihm die Ahnung, daß wohl keine Rettung mehr möglich sei, daß die ihm stets näher rückenden Wogen der Revolution, die Sündfluth, welche er früher in seinem Uebermuth, jener Pompadour gleich, so oft heraufbeschworen, ihn und Alles, was er geschaffen, geliebt, verschlingen würde. —

Der Herzog war mit Destner und einem kleinen Gefolge, um sich zu zerstreuen, mit Gewalt von seinen düsteren Gedanken zu befreien, hinaus auf die Jagd geritten. Doch er jagte nicht, unbekümmert ließ er das Wild an sich vorbei schießen, denn der Ort, wo er sich befand, hatte andere Bilder in ihm wachgerufen, die ihn immer mächtiger zu fesseln begannen. Ein Zufall leitete ihn wohl in den Königsbruch, jetzt ein stattlicher Eichenschlag, wo vor etwa achtzehn Jahren, Anno 1775, eine Parforce-Jagd stattgefunden, die ihm, dem Brütenden, ein Herzogthum eingebracht. Er gedachte jener Zeit, immer lebendiger wurden halbvergessene Vorgänge in ihm; er sah seinen Ohm, von dem Hirsche gespießt, vor sich liegen, doch schaute sein inneres Auge auch wieder jene buntgeschmückte braune und so schöne Frau, die er auf dem damals öden Berge getroffen und ihm Alles, was dann geschehen, vorausgesagt.

Ein langgedehntes „Ah!“ entfuhr plötzlich seinem Munde, sein Kopf, den es wie ein greller Blitzstrahl durchleuchtete, hob sich und sein Auge schaute erregt in die Weite.

„Hat sie wahr gesprochen — damals! —“ jagte er halbtaumelnd vor sich hin, „warum sollte sie dies heute nicht mehr können? Ich habe die Zigeunerin zu lange unbeachtet gelassen, sie vergessen — heute noch will ich sie sehen, — sogleich! — und mit ihr reden.“

Der Herzog war in der Nähe des Königsbruchhofes angelangt, nun wandte er zum Erstaunen Destner's das Pferd und erwartete den Forstmeister, der rasch näher sprengte.

Zur Seite zog sich ein Thaleinschnitt in die Berge hinein, mit einer schlechten Straße, die auf die Allee hinter dem Schlosse, nach der Eremitage und der Karlslust leitete. Vor dem Herzoge, etwa in der Entfernung einer guten halben Stunde, erhoben sich auf der Höhe die Paläste des Karlsberges, durch die dünnen Baumkronen dem Auge deutlich sichtbar. Ueber die mächtigen Kasernen, die langgestreckten Arkaden und phantastischen Pavillons ragte das eigentliche Residenzschloß stolz hervor. Es war ein überraschender, ja imposanter Anblick, die vielen herrlichen Bauten hoch oben auf dem Bergrücken, und lange blieb das Auge des Herzogs auf seiner prächtigen Schöpfung haften.

„Und dies Alles sollte untergehen — von der Erde verschwinden? — Unmöglich!“ so sagte er sich mit zusammengebißnen Lippen, dann rasch und aufathmend: „Sie soll mir Antwort auf diese Frage geben.“

Nun wandte er sich zu Destner, der herbeigekommen war und nicht wenig gespannt den weiteren Neußerungen seines Herrn harnte.

„Dort führt ein näherer Weg nach dem Karlsberge und

der Karlslust,“ sagte der Herzog, auf den Thaleinschnitt zur Seite deutend. „Reite hinauf, Destner, und nach dem Parke. Die Zigeunerin — Jana will ich sehen, heute noch — sogleich! — Ich kehre langsam nach dem Schlosse zurück und hoffe, das Weib dort meiner harrend zu finden. Bringe ihr meinen Befehl — und wehe der Brut! wenn auch diese Glenden es wagen sollten, mir zu trohen! — Geh!“

Scharf und schneidend war die Stimme geworden und eine plötzliche Aufregung hatte sich des Redenden bemächtigt, die ihn übersehen ließ, welchen ungewöhnlichen Eindruck der Befehl auf den Forstmeister hervorgebracht.

Destner's Gesicht war erdfahl geworden, die Zähne hatte er zusammengebissen, dann aber küftete er mit einer Verbeugung den Hut, als Zeichen, daß er verstanden, zugleich auch als Abschied, warf sein Pferd mit einer wilden Bewegung zur Seite und sprengte auf dem schlechten, ausgefahrenen Wege in das Thal hinein, dann die sanft ansteigende Höhe hinan.

Das Jagen war zu Ende, der Herzog kehrte langsam, sich wiederum seinem Brüten überlassend, nach dem Karlsberge zurück.

Auf der Höhe, etwa in der Richtung angekommen, wo die Bauten der herzoglichen Residenz beginnen konnten, verließ Destner die Straße und schlug einen schmalen Waldweg ein, der ihn, an dem jetzt vollständig öden Louisenhof vorüber, nach den Kasernen des Karlsberges führte. Scharf schaute er umher, als suche er Jemanden, dann winkte er plötzlich einen Jagdjunker heran, der mit ein paar Hunden aus den Ställen daherritt.

Dieser erhielt von Destner denselben Auftrag, den der Herzog dem Forstmeister gegeben, nur in barscherer Weise, und die Leine der Hunde einem Jäger zuwerfend, sprengte der Jagdjunker dienstfertig die Allee entlang, auf dem nächsten Wege die Karlslust, das Zelt der Zigeunerin Jana zu erreichen, dort den hohen herzoglichen Auftrag mit gebührendem Nachdruck auszurichten.

Destner schlug einen der Seitenwege zwischen den Bauten ein und kehrte in den Wald zurück.

Seit jener verhängnißvollen Nacht vor drei Jahren, die ihm sein Kind im Tode gezeigt, hatte er die Mutter, Jana, nicht mehr gesehen. Das unerwartete Ereigniß war wohl im Stande, ihn im Augenblicke merklich zu erschüttern, auch für kurze Zeit von den Menschen fern zu halten. Doch je mehr er darüber nachdachte, sich alles Geschehene, von der ersten Begegnung Eisa's im Thale des Rabenberges bis zu ihrem Ende in der Eremitage, vergegenwärtigte, dabei sich des braunen Zigeunerkinde's in den Wörschweiler Ruinen erinnerte, er fand in seinem Herzen keine Liebe, keine Reue über das, was er gethan, sondern nur Haß gegen die freche Dirne, die ihn mit lächelndem Munde, höhrendem Wort hatte verderben wollen. Verächtlich bannte er dann alles Denken an die Todte, welche ihm doch so nahe gestanden, und vergaß sie endlich, wie den blutigen Vorfall.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Königskind.

Eine historische Erzählung von Karl Bastrow.

(Fortsetzung.)

Die Erschöpfung, die Mattigkeit, welche aus jeder Bewegung des Kleinen sprachen, verhinderten ihn wohl, im schnellen, elastischen Sprunge den flüchtigen Sommervögeln nachzueilen. So saß er stundenlang, oft bis in den dämmernden Abend hinein, und erst wenn die Diener kamen und ihn daran erinnerten, daß die kühle Nachtlust ihn nur noch kränker machen werde, erhob er sich und schritt langsam und schweigend die finstere Treppe nach seinem Zimmer hinauf.

An einem herrlichen Junimorgen lag der Prinz schwerathmend und bleicher als je auf dem weichen Dauenbett. Die rothseidenen Vorhänge dämpften das Sonnenlicht, das in heißen Strahlen gegen die glänzenden Fensterscheiben fiel, zur rosigten, milden Dämmerung herab. Eine Schwalbe saß zwitschernd auf dem Fensterbret und wegte das Schnäblein an dem blanken Spiegelglase. Die großen, blauumrandeten Augen des Kindes hafteten auf dem hellen Spalt zwischen den Vorhängen, welcher ihn jede Bewegung des anmuthigen Thieres wahrnehmen ließ. Er machte soeben einen schwachen Versuch, sich aufzurichten, um besser zu sehen, als die Falten der Portiere sich zertheilten und einer der Diener mit einem neusilbernen Kaffeebret eintrat, auf welchem sich ein paar weiße Kannen, eine Tasse und feines Weizengebäck bemerkbar machten.

Geräuschlos näherte er sich dem Bette, rückte den kleinen Tisch von Eichenholz zurecht und brachte darauf das Frühstück in eine Lage, welche ihm als die bequemste für seinen jungen Herrn schien.

Dieser schien von den Vorbereitungen des Dieners nicht das Geringste wahrgenommen zu haben. Er sah noch immer auf das blauschwarze Vögeln, das seine Schwingen soeben zu regen begann und sich anschickte, den Flug in die Lüfte wieder aufzunehmen.

„Monsieur Ludwig!“ ließ der Diener sich nach einer Pause vernehmen, „das Frühstück steht bereit!“

Der Kleine wandte langsam die Augen nach dem Sprecher und schüttelte dann mit schwachem Lächeln den Kopf. „Ich dank' Ihnen, Henry!“ sagte er matt, „ich habe keinen Appetit!“

„Wünschen Sie aufzustehen, Monsieur Ludwig?“ fuhr der Diener fort.

„Ich habe vorhin einen Versuch dazu gemacht, Henry! . . . aber ich konnte nicht auf den Füßen stehen. Ich fühle mich matter und elender, als je.“

In dem Antlitz des Dieners trat ein Zug ängstlicher Sorge hervor. „Versuchen wir es einmal, Monsieur Ludwig?“ sagte er, an das Bett tretend, worauf er den Prinzen sanft unter den Armen faßte und ihn aufzurichten versuchte. Eine kurze Sekunde lang stand Ludwig in der That auf seinen schwachen Füßen. Dann aber gerieth der schwächliche Körper in ein bedenkliches Zittern und Schwanken. Mit dem Rufe:

„Es wird mir schwarz vor den Augen!“ sank er um. Henry fing ihn in seinen Armen auf.

„Er ist krank, der arme Dauphin!“ murmelte der Diener, indem er den Knaben in die weichen Kissen hüllte, „ernstlich krank. Ich will gleich die nöthige Anzeige machen! Den hat der niederträchtige Schuster auf seinem Gewissen?“

Er eilte hinaus. Der Kranke versiel in einen unruhigen Halbschlummer. Zuweilen flüsterte er abgebrochene Worte vor sich hin. Pitou, der andere Diener, ein alter, würdig aussehender Mann mit silbergrauen Locken, nahm Henry's Stelle ein. Er zog die Vorhänge an den Fenstern noch fester zu, setzte sich in den vor dem Bette stehenden Lehnstuhl und studirte mit ängstlicher Sorgfalt jede Veränderung im Antlitz des Kranken.

Die tiefste Stille herrschte im Zimmer. Der Pendel der Stuhluhr auf dem Kamin hatte sein monotones Tiktak eingestellt. Die Fliegen krochen geräuschlos an den Wänden hin, als hielten sie es für eine schwere Sünde, durch vorlautes Summen die Ruhe des Kranken zu stören.

Eine volle Stunde war vergangen. Der alte Diener im Lehnstuhl war eingeschlafen. Da rauschten von Neuem die Falten der Portiere auseinander und jener Bettler, welcher durch sein energisches Auftreten vor dem Nationalconvent die Lage des kleinen Ludwig um Vieles günstiger gestaltet hatte, erschien auf der Schwelle. Er hielt einen etwa zehnjährigen Knaben an der Hand, welcher mit neugierigem Auge jede Einzelheit des altmodischen Prachtzimmers in's Auge faßte. Beide waren sauber und der Mode entsprechend gekleidet.

In diesem Augenblick erwachte der alte Diener aus seinem Schlummer. Sein erster Blick fiel auf den fremden Knaben. Von da glitt er mit dem Ausdruck tiefen Entsetzens auf den Mann an seiner Seite. Mit dem Rufe: „Ihr wollt den Dauphin entführen!“ erhob er sich so rasch, als sein Alter es zuließ, und stürzte auf das Paar zu. „Das geb' ich nimmermehr zu!“ fuhr er, die Hand des Knaben ergreifend, fort. „Mein kleiner Ludwig bleibt hier. Gottlob, daß er wieder gesund ist!“

„Ihr irt Euch, Mann!“ rief der Bettler unwillig. „Euer kleiner Dauphin liegt dort im Bett und ist zum Sterben krank. Ihn sollt Ihr beschützen. Für den gesunden Knaben hier werde ich einstehen!“

Langsam wandte das altersschwache Auge des Dieners sich wieder dem Krankenbette zu. Dort lag in der That der kleine Prinz so bleich und gleichgültig gegen seine Umgebung wie vorher.

„Die Aehnlichkeit ist wunderbar,“ flüsterte Pitou, abwechselnd seinen Schützling und den fremden Knaben mustern, „das sind die Züge des letzten Bourbon! Das ist das stolze Profil der Tochter Maria Theresia's! Wer seid Ihr, Fremder? Und wer ist dieser Knabe, der eine so auffallende Aehnlichkeit mit dem Dauphin offenbart?“

„Es ist mein Sohn,“ erwiderte der Bettler, „ein gutes, folgemes, begabtes Kind. Die Aehnlichkeit seiner Gesichtszüge mit denen der bourbonischen Familie beruht entweder auf einem Spiele des Zufalls oder es liegt hier ein Geheimniß zu Grunde, zu dessen Enthüllung mir die Handhabe fehlt. Auch meine Gattin, die Mutter dieses Knaben, sah Ludwig dem Sechszehnten ähnlich. Man kommt auf mancherlei sonderbare Schlüsse, wenn man an das Privatleben der älteren französischen Könige denkt. Uns steht es nicht zu, darüber Untersuchungen anzustellen. Ich brachte meinen Knaben lediglich aus dem Grunde in den Temple, um dem armen kleinen Dauphin einen Gespielen zuzuführen. Die Seele des Kindes muß verdorren und verderben, wenn sie nicht im Umgang mit ihresgleichen Anregung und Belebung empfängt. Ich beklage das entsetzliche Loos des unglücklichen Kindes, dem man die Eltern, dem man Alles geraubt. Der Vater hat es sterbend der französischen Nation empfohlen und wie benimmt sich diese oberflächliche, selbstsüchtige, bis auf das Mark verdorbene Nation gegen das unschuldige Königskind?“

„Ihr seid ein edler Mann,“ erwiderte Pitou gerührt, „und Ihr habt Recht in jeder Beziehung. Wie eine Blume am besten unter ihren Schwestern gedeiht, so kann auch das Kind nur im zwanglos heiteren Verkehr mit Kindern gesund an Körper und Seele bleiben und im schönen Erblühen seine Anlagen und Fähigkeiten entwickeln. Aber wer seid Ihr, Fremder? Wie ist Euer Name? Und vor Allem, wie ist es Euch gelungen, in den Temple zu kommen?“

„Man nennt mich Guillaume Herbogault, den Bettler vom Pont royal. Früher war ich dort jeden Tag zu finden, um mir die wenigen Centimes zu meiner Existenz zusammenzubetteln. Ich war krank und arbeitsunfähig, müßt Ihr wissen. Jetzt bin ich gesund. Meine erste Arbeit nach meiner Genesung sollte eine edle, hochherzige That sein. So hatte ich es mir im Stillen gelobt, und als wollte die Vorsehung mich beim Worte halten, führte sie mir an dem ersten Tage, an welchem ich mich der alten Gesundheit im vollen Maße wieder erfreute, dieses unglückliche Kind zu und gab mir gleichzeitig die Mittel an die Hand, ein himmelschreiendes Unrecht wieder gut zu machen.“

„Ich weiß, daß es lediglich Eurer Energie und Ausdauer zuzuschreiben ist, daß Ludwig Capet eine Besserung seiner trostlosen Lage erfahren hat!“ bestätigte Pitou.

„Wenn es nicht schon zu spät ist,“ fuhr Guillaume in traurigem Tone fort, indem er an das Bett trat und die raschen Veränderungen in den Zügen des kranken Kindes mit ängstlicher Spannung studirte. „Er scheint wirklich sehr krank, der arme kleine Ludwig! Sprich Ludwig, mein Kleiner, kennst Du Deinen alten Freund nicht?“

Aber der Knabe lag regungslos, die großen dunklen Augen starr geradeaus gerichtet. Kein Zug in dem wachsblassen Antlitz verräth, daß die letzten Worte einen Widerhall in dem zerstörten Gemüthe gefunden.

„Es ist, wie ich sagte,“ fuhr der Bettler in dumpfem Tone fort, „der blühende, hoffnungsvolle Knabe ist vollständig zu Grunde gerichtet. Der elende Simon hat ihn auf seinem Gewissen.“

In diesem Augenblicke zuckte der Kranke wie unter einem

Fieberschauer zusammen. Hatte der Name „Simon“ seine träumende Seele einem stehenden Blickstrahl gleich getroffen oder befand sein Zustand sich unter dem Einfluß einer Krisis? Genug, er stöhnte bang und schmerzlich auf und warf sich, wie um einem Schreckbilde zu entfliehen, auf die Seite.

Draußen auf den Mosaikplatten des Barfaales tönten rasch sich nähernde Fußtritte. Der alte Diener horchte angelegentlich nach dem Vorhang und wandte sich dann mit den Worten an Guillaume:

„Es ist Dessault, der berühmte Arzt, den der Konvent zur Behandlung Ludwig's bestimmt hat. Wir haben nach ihm geschickt. Seid so gut, Freund, und tretet während der Untersuchung in das Nebenzimmer!“

Der Bettler zog sich mit dem Knaben schweigend zurück. In diesem Augenblicke wurde die hohe, schlanke Gestalt des Arztes zwischen den wogenden Falten der Portiere sichtbar. Sein scharfes Auge richtete sich sofort beim Eintritt auf das Krankenbett. Pitou zog sich langsam bis an die Thür zurück, des leisesten Winkes des berühmten Arztes gewärtig.

Dieser hob bedächtig die Augenlider des kranken Kindes empor. Ein einziger Blick in das st'ere, glanzlose Auge genügte dem erfahrenen Manne der Wissenschaft, um sowohl die Krankheit, als das Stadium derselben zu erkennen. Gleichwohl faßte er leicht den Puls, schüttelte aber dabei fast unmerklich den Kopf.

Der alte Pitou verwandte kein Auge von Dessault. Gleichwohl wagte er keine Frage. Der Respekt vor dem klugen Manne, dem ein Blick in das Menschenauge genügte, um die wilden Feurigeister in den Adern zu bändigen, drängte jedes unbescheidene Wort zurück.

Schwerer wurde diese Selbstbeherrschung dem Bettler. Er war wieder in das Krankenzimmer getreten und hatte sich leise dem Bette genähert. Sein Auge war mit bittendem Ausdruck auf die Züge des ernstesten Mannes gerichtet, der seine Untersuchung beendet zu haben schien.

„Verzeiht einem armen Manne, Herr Doktor!“ begann er, indem er seiner rauhen Stimme einen möglichst weichen Klang zu geben suchte, „verzeiht einem Manne, der sich für ein Kind interessiert, das auf den sonnigen Höhen des Lebens geboren und von ruchlosen Händen in den Sumpf der Gemeinheit gestoßen ward. Ist Aussicht vorhanden, das Kind zu retten?“

„Nein, mein guter Mann,“ erwiderte Dessault freundlich. „Hier ist jede Hülf: vergebens. Das unglückliche Kind leidet an der Rhachitis und hat nur noch höchstens acht Tage zu leben.“

Der Bettler zuckte zusammen, der alte Diener barg sein Gesicht in den Händen und schluchzte leise.

„Noch eine Frage, Herr Doktor! Läßt sich eine bestimmte Ursache nachweisen?“ fuhr Guillaume fort, während sein durchdringender Blick sich wie eine Stahlspitze in Dessault's Antlitz bohrte, das jedoch vollkommen ruhig und unbefangen blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Consequenzen.

Eine Soldaten-Geschichte von Robert Bhr.

(Fortsetzung.)

„Ja, der Streich ist werth,“ rief O'Neil, bei dem dieser letzte Gedanke den Ausschlag zu geben schien. „Ich will dieser Streich mitspielen. Wir gehen fort.“

Dann stellte er sich an's Fenster und begann mit derselben Energie, nur mit weniger Reinheit der Stimme, wie vor zwei Abenden die Serenade, jetzt wieder sein:

„Durch die Wälder, durch die Auen
Zog ich, zog ich, zog ich, zog ich hin“

zu intoniren. Es war allmählig finster geworden und man konnte nicht mehr sehen, ob Mademoiselle Tonne von dieser Huldigung gerührt wurde, aber der Gesang hallte hier zwischen den engen Mauern und Häusern so furchtbar wieder, daß Neuzen eiligst herzusprang und den Freund mit Gewalt vom Fenster zog. Er hatte Mühe, dem begeisterten Sänger begreiflich zu machen, daß eine erneute Scene mit dem Obersten zur größeren Sicherung ihres Vorgehens durchaus nicht beitragen werde.

VIII.

Das Wort gelöst.

Der Eintritt des Profosen, der eben nach Hause und gewohnheitsmäßig bei seinen Zusassen nachsehen kam, machte dem Gespräch der Beiden ein Ende und Neuzen dachte an die Vorarbeiten zum beschlossenen Unternehmen. Bei seinem Leichtsinne glaubte er nicht an ein Mißlingen oder machte sich wenigstens keine allzugroßen Skrupel über die Folgen einer Entdeckung. Wenn ein Anderer fragte: „Was werden die Folgen sein?“ gab er humoristisch zur Antwort: „Ich bin nicht neugierig — werd's schon noch erfahren.“ — Es ist ein glückliches Temperament, was Neuzen von der Natur erhalten; es erschafft viel Freude aus Nichts und macht das Leben zum Spiel. „Aber wo bleibt die Erkenntniß der höchsten Bestimmung?“ fragt der leberleidende Pedant; — laß ihn fragen, Du leichtblütiges, glückliches Kind. Hat er sie etwa gefunden mit all' seinem Seufzen und Stöhnen unter der Last des Daseins? Pah, kommt das Ende, habt Ihr beide die Bahn durchgemessen.

Vater Bohrer war schon manches Jahr der Ziehvater aller reumüthigen und unbußfertigen Regimentsfünder. So hatte er sich denn auch mit der Zeit eine gewisse väterliche Würde angeeignet, die von seiner martialischen Körperfülle nicht wenig unterstützt wurde. Man sah ihn nie ohne schnee-weiße Handschuhe; sein Schnurrbart, der schon stark in's Graue schillerte, war stets vorschriftsmäßig aufgewichst, und auf seiner immer neu aussehenden Uniform war kein Stäubchen zu sehen, denn mit der Bürste ging er ebenso fleißig und gewandt um, wie mit seinem Schlüsselbunde. Er war mit einem Worte ein Musterprofos, griff immer an die Kappe, wenn er seinen Obersten nannte und liebte ihn so sehr, daß er keinen Abend zu Bette ging, ohne ein Glas auf seine Gesundheit zu trinken. Und dieser Enthusiasmus war eben die

schwache Seite in seinem musterhaften Dasein, denn er verleitete ihn dazu, auch mehr zu thun, als er vertragen konnte, obwohl das fast eine Unmöglichkeit schien, denn in seinem langen Garçonleben hatte er viel vertragen gelernt.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen, mit seinen gewöhnlichen Mitteln, wurde sein Enthusiasmus auch niemals bezaubernd, er stand im vollsten Einklang mit seinem Budget — man sieht, er war auch in dieser Hinsicht musterhaft. Einer außerordentlichen Anregung bedurfte es, um seinen Enthusiasmus bis zu dieser gefährlichen Höhe zu steigern. Solchen Anregungen aber auszuweichen, würde er für Hochverrath an seinem gnädigen Herrn Obersten gehalten haben, und da die Offiziere des Regiments diese seine Schwäche kannten und er sonst ein äußerst gutmüthiger Mensch war, so ließ keiner seiner Gäste die Gelegenheit vorbeigehen, ihm mit einem guten Trunke die Dankbarkeit für den väterlich gültigen Empfang zu bezeigen.

Gewiß, vor dem Feinde oder bei sonstiger ernster Combination der Umstände hätte Vater Bohrer solche Aufforderungen standhaft von sich gewiesen und wäre nur Profos gewesen — aber im tiefen Frieden, wo kein Verrath, keine Hinterlist zu besorgen war, wo er ja seine Zöglinge ganz genau kannte, da nahm er es nicht so genau und machte sich nichts daraus, wenn er manchmal eine Nacht hindurch baumfest schnarchte.

Er widerstand auch heute nicht, als ihn Neuzen heiter begrüßte und ihn aufforderte, mit dem Souper für Beide auch eine Batterie Flaschen aus dem Gasthause besorgen zu lassen.

„Von dem rothen, Vater Bohrer, ich weiß ja, daß Sie nur rothen lieben,“ setzte er leutselig hinzu.

„Nur der rothe ist ein Wein,“ versetzte schmunzelnd der Profos, „der weiße heißt nichts, der macht Kopfschmerz; aber der rothe ist gut für den Magen. Ich weiß einen, Herr Oberleutenant, der ist prächtig und so wohlfeil, so wohlfeil, ein echter!“

Vater Bohrer drückte die Augen ganz klein und schnalzte dazu mit der vorempfindenden Zunge.

„Also glauben Sie, der sei besser, als jener vom Löwen?“

„Viel besser!“ betheuerte der Profos und zog die Augenbrauen hoch hinauf.

„Nun, dann lassen Sie die Batterie von der Sorte kommen, Sie als Kenner müssen das verstehen.“

Das schmeichelte dem alten Bohrer, und um zu beweisen, wie sehr er es verstehe, trank er denn auch später Glas auf Glas zum Wohle seines gnädigen Herrn Obersten, nachdem er auch auf die Gesundheit seiner einschenkenden Gäste getrunken hatte. O'Neil verzog beim ersten Schluck den Mund, als hätte er Essig gekostet, und Neuzen unterdrückte nur mit Mühe eine gleiche Grimasse; sein Blick aber,

den er zu O'Neil hinüberwarf, sagte ungefähr: „Um so besser, so trinkt er die Ladung ganz allein.“

Vater Bohrer wurde ganz selig, da ihm Neuzen noch die letzte Flasche zum Mitnehmen aufdrang, als er sich immer mit dem gehörigen Respekte und mit tadelloser gerader Haltung in sein Zimmer zurückzog und seinen beiden Einwohnern eine gute „geruhsame“ Nacht wünschte.

Noch hörten sie ihn einmal „Unser gnädiger Herr Oberst soll leben, Bivat!“ rufen und kurze Zeit darauf dröhnte sein mächtiges Schnarchen durch das ganze Haus.

„Nun endlich,“ seufzte Neuzen, tief Athem holend, „es ist schon entsehrlich spät geworden.“

„Ja, zehn Uhr!“ stimmte O'Neil ein, dann aber nahm er wieder seinen ernsthaft mahnenden Ton an. „Aber hör', es ist doch forchtbar, was wir thun.“

„Mein Ehrenwort?!“

„Das ist wahr.“

„Aber vielleicht ziehst Du Dich zurück?“

„Ich habe gesagt einmal und das ist so.“

Neuzen preßte des Freundes Hand und Beide verließen das Haus, was keine großen Schwierigkeiten darbot, da alle Thüren, sowohl die des Hauses, als die des Hofes, von innen einfach verriegelt waren. Sie lehnten die Thüren nur einfach leise an, um ungestört zurückkehren zu können.

„Den Cerberus sticht uns einstweilen Keiner,“ meinte Neuzen, indem er den Weg einschlug, der unmittelbar in's Freie, um den Ort außen herum, und an die Landstraße führte, die direkt nach dem Pappelhof lief.

Ueber dem Garten der Familie Nummer lag indeß die tiefste Ruhe einer klaren Septembernacht. Der Mond, beinahe voll, versilberte die oberen Partien der Gebüsche und Baumgruppen und ließ die tieferen Schatten um so schärfer hervortreten. Nichts regte sich, kein Laut war hörbar, als das monotone Concert, das die Bewohner eines benachbarten Teiches aufführten. Nichts verrieth die Nähe eines Menschen und dennoch hatte erst kurz vorher ein unheimlicher Schatten die dunklen Gänge gekrenzt.

Am Fuße einer alten Linde lag jetzt, den Kopf auf beide Hände gestützt, kaum erkennbar, eine menschliche Gestalt. Es war Stephan, der Knecht, welchen Herr Nummer Tags zuvor nach jenem Streite entlassen hatte.

„Keinen Wächter haben Sie aufgestellt,“ murmelte er; „haben sie meinen Brief nicht gefunden? Oder glauben sie nicht, daß ich's ausführe? Das verdriest mich am meisten, daß sie sich nicht einmal fürchten! Wenn ich so eine ganze Woche durch, Tag für Tag, das Gefindel in Furcht und Angst sehen könnte — meinethwegen, ich gäb' mich zufrieden und wollte daran genug haben; daß sie aber meinen Brandbrief für Wind halten, das sollen sie bezahlen! — Wirklich, da geht's ja lustig zu, heut' Abend!“ grollte er nach einer Weile. „Sie trinken und schmausen und klinkern auf dem Clavier dazu. Aber bleibt nur auf, ich kann schon warten, bis Ihr alle im Schlafe seid. Zeit genug hab' ich.“

Er kramte in seinen Taschen und versicherte sich noch einmal, ob er das Paquet Bündhölzchen, den Schwefelsaden und das Berg nicht etwa verloren habe. In diesem Augenblick ließ sich von oben das Clavier vernehmen.

„Gewiß,“ sagte der Knecht, „sie haben den Brief nicht

gefunden und das ist besser. Es war verflucht dumm von mir. Man soll den Leuten das Unheil lieber gleich über dem Kopf anrichten. Doch was ist das?“ stutzte er jetzt plötzlich. „Da steigt ja Einer über die Mauer und noch ein Anderer auch. Gilt's mir?“

Mißtrauisch schmiegte er sich in's Gras nieder und verfolgte mit seinem Blicke unverwandt die beiden Herannahenden. Es war Neuzen und O'Neil.

Lüchtig darauf zugegangen, hatten sie schon in einer Stunde, nachdem sie ihr Gefängniß verlassen, den Pappelhof erreicht. Der Hügel, auf dem das chinesische Dach stand, erleichterte ihnen das Eindringen in das Wäldchen.

„Soldatenröcke,“ grinste der Knecht. „Die gehen auf eine Liebshaft, nicht auf mich aus.“

Die Fenster im oberen Stock, wo die Familie des Besitzers wohnte, waren noch hell erleuchtet. Jetzt, als die beiden Freunde ganz nahe herangeschlichen waren, hörten sie noch die letzten Akkorde von dem harfenähnlichen Clavier verklingen, was O'Neil unwiderstehlich anreizte, sein liebes „Durch die Wälder, durch die Auen“ zu pfeifen.

„Um's Himmels willen, pfeife doch nicht,“ beschwor ihn Neuzen leise.

„Ich pfeife ja nicht,“ versetzte O'Neil ungeduldig; aber was jetzt?“

„Ich muß sie vor Allem sehen, damit sie weiß, daß ich mein Versprechen gehalten.“

Und als hätte sein dringender Wunsch magnetisch in die Entfernung gewirkt, so zeigte sich in diesem Momente ein Schatten an einem der offenen Fenster. Neuzen räusperte sich. Ein ganz leise unterdrückter Schrei antwortete darauf und der Schatten verschwand.

„Am Ende hat sie mich gar nicht erkannt und hält mich für einen Brandstifter,“ meinte Neuzen besorgt.

„Bei Mondlicht, man erkennt uns auf tausend Schritt,“ beruhigte ihn O'Neil.

„Sehr tröstlich,“ lachte Neuzen leise, „in unserer heutigen Situation.“

Er wollte sich schon zum Gehen wenden, als er nun seinerseits plötzlich ein leises Räuspern vernahm, das von der in den Garten führenden Hausthür, die von einer Laube alter Reben beschattet war, auszugehen schien.

„Ha, was ist das?“ rief O'Neil. „Der Brander.“

„Neuzen, Neuzen!“ kam es durch die Nacht geflüstert.

„O, das ist sie! Bleibe hier!“ rief Neuzen aus und flog gegen die Laube, in deren Schatten er alsbald verschwand, indeß sich O'Neil noch immer mißtrauisch lauernd hinter den Stamm eines Apfelbaumes verbarg.

„Also das gnädige Fräulein selber,“ lachte Stephan, der Alles mit angesehen hatte, höhniisch in sich hinein. „Na, ich gönn' dem Alten die Freude — das war ja unser Oberlieutenant; der schleicht sich jetzt wohl hinauf und möchte die Nacht bei ihr bleiben. Wozu er nur den Anderen mitgebracht hat? Aber das Vergnügen will ich ihnen ein wenig stören. Jetzt bin ich sicher und wenn der Alte den Liebhaber bei der Tochter findet, giebt's gleich zwei Ueberraschungen auf einmal. Ich thu's gerad' jetzt!“ und wie ein Molch wand er sich durch's Gras und durch die Büsche.

„O, Minna!“ rief Neuzen, erfaßte ihre kleine, weiße

Hand, die sie ihm willig ließ, und führte sie an seine Lippen.
„Sie sehen, ich habe Wort gehalten.“

„Was haben Sie gethan?“ flüsterte das Mädchen mit sanftem Vorwurf. „Vom Prosoßen zu entspringen — Sie Unbesonnener!“ Ihre Stimme klang so süß und bebend.

„Wär ich besonnen, hieß ich nicht der Teufel!“ citirte Reuzen mit einem süßen Händedruck, dann aber fuhr er erstaunt fort: „Wie aber wissen Sie?“

„Ihr Joseph wußte das schon heute Abend.“

„So, der Joseph wußte es schon heut' Abend? Der liebe Junge scheint ja wirklich das doppelte Gesicht zu haben.“

„Ich bitte Sie aber jetzt, ja sogleich wieder zurück-zukehren. Ich würde mir tausend Vorwürfe machen, wenn ich an ernstern Folgen durch meine thörichte Aufforderung Schuld trüge.“

„Sorgen Sie nicht, Minna. Aber fort gehe ich jetzt nicht mehr, ehe die Nacht vorbei ist. Sie sollen ruhig schlafen können.“

„Glauben Sie, daß ich das könnte, wenn ich Sie hier weiß?“

„Minna, wenn ich diese kostbare Unruhe nicht blos einer allgemeinen, rein menschlichen Theilnahme verdanke, ich wäre glücklich.“

Reuzen rief das mit Emphase und preßte dabei ihre Hand zwischen der seinigen.

„D, hat nicht einmal ihre Hand eine Antwort für mich?“ fragte er nach einer Pause.

„Doch,“ versetzte sie neckend, indem sie ihm die Hand, die er so lange gehalten, entzog; „sie erinnert sich, daß sie ihre Pflicht vergessen hat. Aber,“ setzte sie ernst hinzu, „jetzt gehen Sie, nicht wahr? Ich beschwöre Sie. Wenn man Sie entdeckte! Ich konnte mich nur auf einen Augenblick entfernen und meiner Besorgniß für Sie können Sie es allein zuschreiben, daß ich den unpassenden Schritt that.“

„Sie machen mich selig, Minna!“

„Jetzt aber muß ich wieder hinauf, sonst bemerkt man meine Abwesenheit.“

„Wie kommt's, daß Sie Alle noch so spät wach sind.“

„Wir haben Besuch, der Major ist hier.“

„Mein Major?“ rief Reuzen unangenehm berührt. „Seit wann kennt er Sie?“

„Seit heute, und meinen Vater erst seit gestern, wo er beim Nachbar in L. mit ihm zusammentraf.“

„Hat ihn Ihr Herr Vater eingeladen?“

„Nein, gewiß nicht, Sie kennen ihn ja — aber ich muß fort — der Major kann jeden Augenblick aufbrechen und nicht um eine Welt!“ — scherzte Minna — „möchte ich dabei fehlen.“

„So ist's,“ sagte Reuzen vorwurfsvoll und bitter, „der Major geht dem Oberleutnant voran.“

„Nicht immer!“ lachte sie; „aber jedenfalls im Abschied-nehmen und im Abschied-geben.“

„Doch auch da nicht immer,“ scherzte jetzt auch Reuzen, der sein Herz wieder erleichtert fühlte. „Sie schicken mich früher fort.“

„Aber ganz anders!“ flüsterte mit innigem Tone das Mädchen. Reuzen hatte wieder das kleine Händchen gefaßt

und zerquetschte es beinahe. Minna's Auge leuchtete so warm und glanzvoll, unwillkürlich bebend zog er sie näher an sich heran.

„Und worin besteht der Unterschied?“ fragte er leise und weich.

Wie ein Rausch überkam sie es.

„Darin!“ Reuzen fühlte, wie sich plötzlich ein weicher, voller Arm um seinen Nacken schlang, wie feuchte, schwellende Lippen auf die seinen sich drückten — es war flüchtig, wie ein süßer Hauch — noch glaubte er die selige Berührung zu fühlen und schon war die schlanke Gestalt entflohen — er stand allein mit stürmisch jubelndem Herzen, im tiefen Schatten der Laube.

Es war eine sehr prosaische Arie, die ihn aus seiner Träumerei weckte. O'Neil, der sich zu langweilen begann, piff „O Du lieber Augustin“ und zwar so laut, daß Reuzen eiligst zu ihm hinstürzte und ihm mit der Hand den Mund verschloß.

„Komm, komm fort,“ zischelte er ihm zu, „hier im Nicht ist's nicht geheuer!“ und zog ihn fort, in's Wäldchen zurück.

„Ist der Brander da?“

„Kein Brandstifter, aber mein Major ist oben.“

„Damned, das wird böß. O Du lieber Augustin!“

„So hör' doch nur zu pfeifen auf.“

„Ich seife nicht.“

Murrend ließ sich O'Neil mit fortziehen. Reuzen führte den Freund um das Haus herum in der Richtung gegen die Wirthschaftsgebäude, gegen den Stall zu, wo seine Pferde standen. Sie näherten sich den Baulichkeiten von der Außenseite und schlichen im Schatten leise vorwärts. Obwohl sie schon lange nicht mehr an die Möglichkeit dachten, wirklich ein Verbrechen zu verhindern, so war doch die Stille rings um sie und die Klarheit und Schönheit der Nacht ganz geeignet, mit der eigenthümlichen Situation, in der sie sich befanden, zusammengenommen, eine gewisse Spannung in ihnen wach zu erhalten.

„Sie hat mich gebeten und ich will ihr gehorchen,“ sagte Reuzen — „und will heimkehren, aber einmal will ich doch die Kunde machen und will dabei zugleich meinen Durst löschen.“

„Ich habe auch sehr viel Durst,“ sagte O'Neil.

„Das glaube ich, der schlechte Wein und der rasche Marsch machen sich fühlbar. Im Hofe ist ein Röhrbrunnen, da können wir, ohne Geräusch zu machen, uns Wasser verschaffen. Komm, hier durch die Scheuer, da ist's näher, die Thüre ist immer nur angelehnt, soviel ich gesehen habe, weil sie in den Garten führt.“

Sie näherten sich dem Thore, das in der That nur angelehnt war, als O'Neil plötzlich stehen blieb und, Reuzen beim Arm ergreifend, diesem zuraunte:

„Der Brander!“

Unwillkürlich stutzte Reuzen, so unerwartet kam ihm O'Neil's Ruf und jetzt sah er auch durch die Spalte des angelehnten Scheuenthores einen Schein aufleuchten. Ohne weiteres Nachsinnen stürzte er auf das Thor zu und riß es auf, das Geräusch, das er dabei verursachte, nicht beachtend. Im selben Augenblick aber, als er in die Scheune eindringen wollte, fühlte er sich bei Seite geworfen und eine dunkle Gestalt stürmte an ihm vorüber in's Freie. (Schluß folgt.)

Flaudereien am Kamin.

Ein Muttermord.

In der Ortschaft Terlicno, nahe bei Graz, lebten seit vielen Jahren die Wingersleute Polaischer. Vater und Mutter Polaischer zählten jedes schon mehr als 70 Jahre, und sie hätten das kleine Anwesen wahrscheinlich längst schon ihrem Sohne Stephan übergeben, wäre dieser nicht ein gar so lieberlicher, allen Lasten ergebener Mensch gewesen. Jüngst kam er spät des Nachts nach Hause, und obwohl die Eltern bereits zu Bette waren, ließ er sich mit ihnen doch noch aus irgend einer wichtigen Ursache in einen Streit ein. Namentlich beschimpfte er die Mutter in den rohesten Ausdrücken, was den Alten veranlaßte, seinem Weibe zuzurufen: „Siehst, das hast Du jezt davon, weil Du ihn früher immer so verzärtelt hast.“ Ueber diese Aeußerung geriet der ohnehin erregte Sohn in furchtbare Wuth. Er warf sich auf das Bett seiner Mutter, packte die greise Frau bei den Füßen und riß sie so auf den Boden heraus, daß sie auf die Dielen auffiel. An dieser brutalen That hatte er indessen noch nicht genug. Als sich nämlich die arme Alte wehklagend erhebend wollte, stürzte der ungerathene Sohn noch einmal auf sie zu, packte sie, schwang ihren leichten Körper über seinen Kopf und warf sie dann mit solcher Gewalt zu Boden, daß das ganze Zimmer erzitterte. Die arme Frau blieb bewußtlos liegen, Stephan aber ging ruhig, als wäre nichts geschehen, zur Thüre hinaus und legte sich schlafen. Die Alte kam nach ungefähr einer Stunde allerdings zu sich, richtete sich mühsam auf und brachte lallend einige Klagen vor, aber bald darauf verlor sie das Bewußtsein wieder und am Morgen war sie eine Leiche. Der Muttermörder ist von der Gendamerie bereits eingebracht und dem Cillier Kreisgerichte übergeben worden.

Im Pariser Variété-Theater tritt gegenwärtig ein Schauspieler Namens Morris auf. Derselbe kommt in schwarzer Kleidung auf die Bühne und verwandelt dieselbe vor den Augen der Zuschauer nach und nach in das Kostüm einer Bäuerin, eines Matrosen, einer Koketten, eines Greises u. Dieser Herr Morris hat nun dort einen sehr gefährlichen Konkurrenten gefunden, wenngleich derselbe seine Fertigkeit in einem ganz anderen Kunstzweige praktizirt. Seit Langem wurden besonders die Juweliere und die Wechselr Londons von einem Gauner betrogen, der mit einer unerhörten Kühnheit und Geschicklichkeit zu Werke ging. So tritt z. B. ein alter, vornehm aussehender Herr mit grauem Bart in den Laden und begehrt, einen Brillantschmuck zu sehen, indem er einen solchen seiner Gattin zum Geburtstagspräsent machen wolle. Man zeigte ihm eine Garnitur, welche er genau besteht — und mit einem Sprunge eilt der alte Herr aus dem Laden. Die Kommiss stürzen ihm nach — aber er ist bereits verschwunden; nur bei dem Schaufenster des Ladens steht ein junges Mädchen und betrachtet neugierig die Geschmeide, sonst ist Niemand in der Nähe. Ein anderes Mal kommt ein reichlivirter Bedienter in eine Wechselstube und läßt dort eine größere Banknote für seinen Herrn wechseln. Kaum liegen die Münzen vor ihm, so rafft er sie sammt der Note zusammen und ergreift die Flucht. Mehrere Policemans verfolgen ihn

bis zur nächsten Ecke, dort verschwindet der Bediente aus den Augen seiner Verfolger, welche bloß einen halbtrunkenen Matrosen gewahren, der nichts von dem Bedienten gesehen haben will. Diese Diebstähle wurden während mehrerer Monate sehr zahlreich, ohne das es gelang, des Thäters habhaft zu werden. Die Polizei war in Verzweiflung und glaubte schon, es mit dem Teufel in Person zu thun zu haben, bis sich Folgendes zutrug: Eines Tages kehrte ein reicher Handelsmann früher als gewöhnlich nach Hause zurück und fand seine Thüre erbrochen. Er schlich sich rasch davon, holte einige Polizei-Agenten, von denen zwei beim Hansthore Posto faßten. Der Handelsmann und die anderen Agenten überraschten nun in einem der Zimmer den Dieb in voller Arbeit bei einem Schreibtische. Die Agenten stürzten sich auf den Einbrecher, dieser entwischte ihnen aber, lief auf die Stiege und trat rasch in ein Zimmer, die Agenten ihm nach — in dem Zimmer war nichts von dem Diebe zu sehen, nur ein alter gebrechlicher Mann lag in einem Bette und fragte mit kläglichem Stimm, warum man so sein Hausrecht verlege. Die Agenten ließen sich aber diesmal nicht täuschen; da das Zimmer keinen andern Ausgang hatte als die Thüre, durch die sie eingetreten, so wollten sie sich des Kranken bemächtigen, welcher aber bei jeder Berührung schmerzhaft aufschrie und schwur, er könne keine Bewegung machen. Da blieb plötzlich einer der Agenten beim Aufheben des Kranken an einem Bande hängen, das derselbe um den Leib geschlungen hatte; er zog daran und siehe da — der Kranke verwandelte sich in einen schmucken Soldaten. Damit war nun das Geheimniß des frechen Diebes enthüllt, der, als er sich ertappt sah, ein vollkommenes Geständniß ablegte. Er ist ein Amerikaner und heißt James Western.

Ein Schneider, welcher eine noble aber sehr langsam zahlende Kundschaft hat, ist im Begriffe, seine Oktober-Rechnungen auszuziehen. „Ich werde den Leuten schreiben!“ ruft er jähzornig wegen des langen Credits aus. Da es ihm an Briefbogen fehlt, geht er zum nächsten Papiergeschäft und bittet um mehrere Buch. — „Soll ich ein Wappen oder eine Initiale auf demselben anbringen?“ fragte der Verkäufer. — „Ein Wappen? nein! Eine Initiale? auch nicht — aber ein Vergißmeinnicht! können sie drauf drucken, wenn ich bitten darf, recht groß!“

Eine reiche, aber beschränkte Frau wollte sich eine kostbare Uhr kaufen. Der Uhrenhändler zeigte ihr mehrere und pries vorzüglich eine reich mit Diamanten besetzte, welche noch obenein 36 Stunden ginge. — „In einem Tage?“ fragte die Dame.

Ein Bauer gestand im Beichtstuhle, seinem Nachbar nach und nach hundert Garben gestohlen zu haben. Ehe ihm der Geistliche die Absolution ertheilte, fragte er Jenen: „In wie vielen Tagen habt Ihr den Diebstahl begangen?“ — „In vier Tagen, Herr Vater; jeden Tag zwanzig Garben.“ — „Aber das sind ja erst achtzig!“ — „Ja, die anderen Zwanzig will ich noch heute Abend holen.“

Zur gefälligen Beachtung.

Unseren geehrten Abonnenten zur Nachricht, daß wir demnächst den zweiten Jahrgang der „Neuen Sonntags-Post“ mit folgenden Romanen beginnen:

Eine Jugendsünde. Roman von Hermine Frankenstein. (Verfasserin von: „Das Gespenst der Marquise.“)

Kardinal und Herzog. Historischer Roman von Wilh. Grothe.

Die Papiere des Kaplans. Roman von Mariam Tenger.

Bei Ausgabe der Nr. 51 sind sämtliche Boten mit ersten Nummern des zweiten Jahrganges versehen, um dieselben den geehrten Abonnenten zur Ansicht vorzulegen.